FÜCKS SCHMID Gegenverkehr

**Die Demokratie lebt vom Kompromiss - und vom**

**Disput, vom offenen Streit, der dem Kompromiss**

**vorausgeht. Dieser Streit braucht einen öffentlichen**

**Raum, in dem frei von Furcht und Zensur debattiert werden kann.**

**Die Einmischung in die öffentliche Debatte ist eine elementare Form**

**aktiver Bürgerschaft.**

»Diktaturen sind Einbahnstraßen, in Demokratien

herrscht Gegenverkehr.« **Alberto Moravia**

»Die Staatsgewalt geht vom Volke aus. Aber wo geht sie hin?« **Bertolt Brecht**

»Meinungsfreiheit ist eine Farce, wenn die

Information über die Tatsachen nicht garantiert ist.« **Hannah Arendt**

Dieses Debattenbuch ist dem baden-württembergischen Ministerpräsidenten Winfried Kretschmann

gewidmet, der es versteht, politische Philosophie mit bodenständiger Politik zu verbinden.

WWW.KLOEPFER-MEYER.DE

ISBN 978-3-86351-467-9

RALFFÜCKS-THOMASSCHMID(HG.)

**THIERRYCHERVEL**

**GISELA ERLER**

**RALF FÜCKS**

**GEBHARD FÜRST**

**ROBERT HABECK**

**JEANETTE HOFMANN**

**NORBERT LAMMERT**

**SIBYLLE LEWITSCHAROFF**

**WILLFRIED MAIER**

**ANGELA MERKEL**

**ARMIN NASSEHI**

**BERNHARD PÖRKSEN**

**TABEA RÖSSNER**

**DIETER SALOMON**

**THOMAS SCHMID**

**ERWIN TEUFEL**

**PETER UNFRIED**

**ALEXANDER VAN DER BELLEN**

**ANDREAS VOSSKUHLE**

**Gegenverkehr**

Demokratische Öffentlichkeit neu denken

**Gegenverkehr**

Dernokratische Öffentlichkeit

neu denken

Herausgegeben von

Ralf Fücks und Thomas Schrnid

**Inhaltsverzeichnis**

**Angela Merkel**

9 Wir brauchen Orte des gesellschaftlichen

Diskurses. Ein Geleitwort

**13 Vorwort der Herausgeber**

**Alexander Van der Bellen**

17 Plädoyer für eine lebendige europäische

Öffentlichkeit. Vom notwendigen Bewusstsein,

ein gemeinsames europäisches Schicksal zuteilen

**Sibylle** Lewitscharoff

**32** In einer schwankenden Welt bestehen.

Ein vernünftiger Schwabe in Europa

**Andreas Voßkuhle**

**41** Einheit statt Vielfalt.

Warum tun wir uns mit föderalen Strukturen

und dem Grundsatz der Subsidiarität so schwer?

**Norbert Lammert**

49 Zwischen Parlamenten und Plebisziten.

Über einige Missverständnisse, die Demokratie betreffend

**Dieter Salomon**

**59** Die kommunale Selbstverwaltung als Schule

der Demokratie

**Gisela Erler**

**71** Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch ...

Demokratie ist mehr als wählen

**Willfried** Maier

**86** Vom Raum der Freiheit in der Republik.

Hannah Arendts Plädoyer für die Räte

**Ralf Fücks**

**96** Wahrheit und Lüge in der Politik.

Was George Orwell und Hannah Arendt

uns heute zu sagen haben

**Thomas** Schmid

104 Der öffentliche Raum - nur ein schöner, aber

tückischer Traum? Wir brauchen politische

Mythen, sollten aber wissen, dass es sich um

Mythen handelt

**Jeanette** Hofmann

123 Demokratische Öffentlichkeit im digitalen Wandel

**Täbea Rößner**

134 Öffentlich vs. Privat? Zur Rolle des öffentlichrechtlichen

Rundfunks im digitalen Zeitalter

**Thieny Chervel**

148 Der Feind im eigenen Rücken. Populismus

ist weder neu noch ausschließlich rechts

Bernhard Pörksen

161 Was heißt es, wenn alles sichtbar wird? Über Politik in Zeiten der totaler Transparenz

**Armin Nassehi**

**173** In Ruhe gelassen werden. Über Bedingungen

von Urbanität und distanzierter Verbundenheit

**Gebhard Fürst**

**183** Was auf dem Spiel des Lebens steht. Der Dialog

zwischen Kirche und Kultur, zwischen Christentum

und Gesellschaft im Zeitalter der Säkularisierung

**Robert Habeck**

**199** Wir müssen nicht bessere Menschen sein,

um eine bessere Politik zu machen

**Peter** Unfried

210 Wie wird sozial-ökologische Politik

mehrheitsfähig? Winfried Kretschmann

und die Transformation der Grünen

**Erwin Teufel**

**224** Der Eigenwillige

**231** Autorenverzeichnis

**Wir brauchen Orte des**

**gesellschaftlichen Diskurses**

**Ein Geleitwort**

**von Angela Merkel**

»Man kann nicht über Politik sprechen, ohne immer auch

über Freiheit zu sprechen, und man kann nicht von

Freiheit sprechen, ohne immer schon über Politik zu

sprechen.« Hannah Arendt zufolge gleichen Politik und

Freiheit also zwei Seiten derselben Medaille. Danach lebt

und erfährt der Mensch Freiheit erst in der Gestaltung

des Zusammenlebens, im Handeln für ein Gemeinwesen.

Winfried Kretschmann ist ein Kenner des Werks von

Hannah Arendt, ihres Plädoyers für ein »Denken ohne

Geländer« und eine »Vita activa«, wie sie es selbst nannte.

Ausdruck seiner Wertschätzung für Hannah Arendt ist

sicherlich auch, dass Winfried Kretschmann, kaum war

er 2011 erstmals als Ministerpräsident von Baden-Württemberg

im Amt, eine Staatsrätin für Zivilgesellschaft

und Bürgerbeteiligung berufen hatte. Dies konnte als

Signal für die Öffnung der Politik hin zu modernen

Formen des Meinungsaustauschs zwischen Verwaltung

und Bürgerschaft verstanden werden, bei gleichzeitiger

Pflege und Wertschätzung von Vereinen und anderer

etablierter Formen des Bürgerengagements.

Im Jahr 2017 haben wir in Wittenberg an den Thesenanschlag

Martin Luthers vor 500 Jahren erinnert. Luther

läutete eine geistige Zeitenwende ein, auch wenn er sich

nicht aller Folgen bewusst sein konnte, die sein Handeln

haben sollte. Heute sehen wir klarer, dass die Reformation

vor allem ein neues Verständnis vom Menschen hervorbrachte,

der zur Freiheit berufen ist. Folgerichtig ist

der Mensch ohne Ansehen seines Standes und seines

Glaubens zum Handeln für das Wohl der Gemeinschaft

aller Bürgerinnen und Bürger aufgerufen. So zeigen sich

hier auch Verbindungslinien von den Denkansätzen des

spätmittelalterlichen Theologen Martin Luther über das

Werk Hannah Arendts bis hin zum politischen Handeln

heutiger Entscheidungsträger wie Winfried Kretschmann.

Religiöse Werte sind für unser individuelles und gemeinschaftliches

Leben von großer Bedeutung. Sie geben

uns, Protestanten wie Katholiken, Halt und Orientierung.

Luther ist zu verdanken, dass er die Zusammenführung

der christlichen Lehre mit dem Gesellschaftsbild

und dem Bildungsideal der klassischen Antike mit angestoßen

hat. Wahre. Menschlichkeit, so das Credo aller

Humanisten, kann es erst durch das Streben nach einer

besseren Welt und einem besseren Miteinander geben.

Das beinhaltet auch das Streben nach Fortschritt. Es sind

diese drei Dinge - ein gelingendes Miteinander, Fortschrittsstreben

und der Versuch, die Welt zu einem besseren

Ort zu machen -, die auch im 21. Jahrhundert den

Kern verantwortungsbewusster Politik in einem demokratischen

Gemeinwesen ausmachen.

10

Politische Öffentlichkeit braucht wie bürgerschaftliches

Engagement als Ausdruck von Freiheit die Bereitschaft

zum Dialog, zum Anhören und Abwägen der Argumente

anderer als weitere Tugend. Winfried Kretschmann

steht für die Bereitschaft zum Gespräch, ohne strittige

Themen auszuklammern. Diese Bereitschaft ist unabdingbar

für ein funktionierendes demokratisches Miteinander.

Die Offenheit, auf die Welt auch einmal mit den

Augen anderer zu blicken, ist keineswegs selbstverständlich

- auch weil die Vielfalt verfügbarer Informationen

im digitalen Zeitalter unüberschaubar groß ist.

So wächst bei nicht wenigen der Wunsch, sich gegen

die Informationsflut abzuschütten und sich nur auf ganz

bestimmte Informationskanäle zu beschränken. Das aber

birgt die Gefahr, die Welt nur noch sehr selektiv wahrzunehmen.

Es ist eine Ironie der Geschichte, dass ein

zivilisierter Raum für öffentliche Debatten genau in der

Zeit gefährdet zu sein scheint, in der der vielzitierte

»herrschaftsfreie Diskurs« durch das Internet wie nie

zuvor möglich geworden ist.

Wir brauchen Orte des gesellschaftlichen Diskurses

- Orte, an denen ein offener Dialog mit Andersdenkenden

stattfinden kann. Oder in den Worten Hannah

Arendts ausgedrückt: »Ohne einen politisch garantierten

öffentlichen Bereich hat Freiheit in der Welt keinen Ort,

an dem sie erscheinen könnte.« Winfried Kretschmann

ist ein Verfechter eines solchen öffentlichen Bereichs, in

dem eine auf das Gemeinwohl ausgerichtete demokratische

Streitkultur gewahrt und gepflegt wird, in dem sich

also eine Freiheit im Sinne Hannah Arendts zeigt.

11

Ich gratuliere Ministerpräsident Winfried Kretschmann

sehr herzlich zum Geburtstag und freue mich über

die Idee der beiden Herausgeber dieses Bandes, den

Jubilar mit einer Sammlung von Essays zum Wandel der

politischen Öffentlichkeit zu überraschen.

12

**Vorwort der Herausgeber**

Der Oberschwabe Bertolt Brecht war ein großer Poet, der

sich aber auch aufs Kalauern verstand. In seinem Gedicht

»Paragraph i« parodiert er den Eingangssatz der Weimarer

Verfassung: *»Die Staatsgewalt geht vom Volke aus. /*

Aber wo geht sie hin? /Ja, wo geht sie hin / Irgendwo geht

sie doch hin.« Damit wollte er natürlich die bürgerliche

Demokratie der Lächerlichkeit preisgeben: Seht her, die

Demokratie steht nur auf dem Papier — in Wahrheit herrschen

andere Mächte über das Volk, Wahlen sind nur

Schall und Rauch. Davon haben sich die vielen Väter und

wenigen Mütter des Grundgesetzes aber nicht beeindrucken

lassen. Die Katastrophe des Nationalsozialismus im

Rücken, die Diktatur im Namen des Sozialismus vor

Augen, versammelten sie sich auf dem Boden der parlamentarischen

Republik. Und wieder heißt es: »Alle

Staatsgewalt geht vom Volke aus« (Art. 20).

So sehr sich das Grundgesetz in nun fast sieben Jahrzehnten

bewährt hat - die Frage, woher die Staatsgewalt

kommt und wohin sie geht, hat sich aber keineswegs erledigt.

Die Demokratie versteht sich nicht von selbst. Die

alte Welt, wie wir sie kannten, ist aus dem Lot. Zu den

internationalen Krisen, die uns bedrängen, gesellen sich

wachsende Probleme im Inneren. Es gibt heute wieder

eine erkleckliche Zahl von Bürgern, die den besten deutschen

Staat, den es je gab, für eine von korrupten Eliten

entstellte Scheindemokratie halten. Das Volk, meinen sie,

13

komme nicht mehr zu Wort, sein Wille werde systematisch

missachtet. Auch viele wohlmeinende Zeitgenossen

sind der Meinung, die Kommunikation zwischen Souverän

und Regierenden sei gestört. Das ungute Gefühl eines

Zerfalls des öffentlichen Raums, der doch nötig ist, damit

sich Bürgerinnen und Bürger über die Zukunft des Gemeinwesens

verständigen können, breitet sich aus.

Das ist mehr als die alte kulturpessimistische Leier. Die

neuen Medien wie Facebook und Twitter haben zwar den

öffentlichen Raum ins Unermessliche ausgeweitet. Sie haben

ihn aber auch auf bisher kaum vorstellbare Weise fragmentiert

und mit Hass gefüllt. Die neue digitale Öffentlichkeit

bringt die Menschen oft nicht zusammen, sondern

trennt sie voneinander. Und schließlich besitzen in einem

derart hochkomplexen Gemeinwesen wie der Bundesrepublik

Deutschland Verwaltung und Bürokratie eine hohe

Eigendynamik. Es sind nicht zuletzt die Ansprüche der

Bürger und die Forderungen der vielenlnteressengruppen,

die zu einer ständigen Ausweitung der Staatstätigkeit führen.

Die Regelungsdichte wächst, der Raum für Eigeninitiative

und eigenverantwortliches Handeln schrumpft.

Hinzu kommen Zweifel an der Gestaltungsmacht demokratischer

Politik gegenüber den globalen Märkten und

einem immer schnelleren technologischen Wandel. Kurz

und schlecht: Die ersten melancholischen Abgesänge auf

die demokratische Öffentlichkeit und sogar auf die Demokratie

selbst werden angestimmt.

Dieses Buch nimmt solche Sorgen ernst, gibt sich ihnen

aber nicht hin. Die Autorinnen und Autoren sind sich

**14**

in einem einig: in der Überzeugung, dass die Zerstörung

und Zersplitterung des öffentlichen Raums kein unabwendbares

Schicksal ist. Dass es lohnt, für eine Republik

zu streiten, in der eine gut informierte und engagierte Öffentlichkeit

die Zukunft unseres Gemeinwesens verhandelt.

Dass die Welt gestaltbar und die Demokratie keine

Veranstaltung selbstsüchtiger Eliten ist. Gewiss, die Demokratie

steht von innen und außen unter Beschuss. Es

reicht nicht aus, in dieser Situation nur das Schlimmste

verhindern zu wollen. Die Defensive führt nicht zum Erfolg.

Schon oft in der Geschichte waren Krisen zugleich

Motoren der Erneuerung, des Wegs in eine bessere Welt.

Dieses Buch will Lust machen, sich auf das Wagnis einzulassen,

Demokratie und Öffentlichkeit neu zu denken.

Der Titel »Gegenverkehr« ist von einem Satz des italienischen

Schriftstellers Alberto Moravia inspiriert. Er

lautet: »Diktaturen sind Einbahnstraßen, in einer Demokratie

herrscht Gegenverkehr.« Das kann und soll hier

heißen: Diktatur steht unter anderem für Einförmigkeit,

Gleichschaltung der öffentlichen Meinung, Formierung

der Gesellschaft von oben nach unten. Demokratie steht

hingegen unter anderem für Vielfalt, Einspruch, Gespräch,

Streit, mitunter auch für Wirrwarr. Gerade ihre

bunte Unübersichtlichkeit, ihre störrische Lebendigkeit

und ihre Fähigkeit, Fehler zu korrigieren, machen die

Demokratie zur überlegenen Staats- und Regierungsform.

Die offene Gesellschaft bewährt sich auf unübersichtlichem

Terrain.

Dieses Buch erscheint aus Anlass des 70. Geburtstags

von Winfried Kretschmann, Ministerpräsident von Baden-

**15**

Württemberg. Es ist keine klassische Festschrift. Nur

wenige Beiträge gehen auf die Person Winfried Kretschmann

ein — und doch ist das Buch eine Reverenz an eine

herausragende politische Gestalt. Es nimmt ein zentrales

Motiv des Politikers Kretschmann auf: diese Republik zu

einem (noch) besseren Ort zu machen. Und der Öffentlichkeit

die Stärke und die Dignität zu verschaffen, die ihr

in einer Republik zukommen sollte. Hannah Arendt hat

in »Vita activa« darauf hingewiesen, dass ohne solche

Öffentlichkeit das Band der Generationen reißen würde:

»Die Welt haben wir nicht nur gemeinsam mit denen, die

mit uns leben, sondern auch mit denen, die vor uns waren,

und denen, die nach uns kommen werden. Es liegt im

Wesen des Öffentlichen, dass es aufnehmen und durch

die Jahrhunderte bewahren und fortleuchten lassen kann,

was immer die Sterblichen zu retten suchen vor dem natürlichen

Verfall der Zeiten.«

Allen Autorinnen und Autoren danken wir für ihre

spontane Bereitschaft, sich an dem Buch zu beteiligen.

Dem Verlag danken wir für die unkomplizierte Zusammenarbeit.

Zu guter Letzt wollen wir auch auf diesem

Wege einen herzlichen Glückwunsch an den Jubilar senden.

Man spürt, dass ihm Politik mehr eine Lust als eine

Last ist. Winfried Kretschmann sucht das öffentliche

Gespräch wie kaum ein anderer. Er meint es ernst mit

einer »Politik des Gehört-Werdens«, ohne dass er sich

hinter der *vox populi* verstecken würde. So einer tut der

Demokratie gut.

Ralf Fücks, Thomas Schmid

16

**Plädoyer für eine lebendige**

**europäische Öffentlichkeit**

Vom notwendigen Bewusstsein,

ein gemeinsames europäisches

Schicksal zu teilen

**von Alexander Van der Bellen**

Winfried Kretschmann hat bekanntermaßen Humor.

Insofern kann ich mir gut vorstellen, dass es ihm gefällt,

wenn Robert Menasse ständig ein Schwein durch seinen

preisgekrönten Europa-Roman »Die Hauptstadt« laufen

lässt. An den Beginn meiner Überlegungen zu den Bedingungen

für eine europäische Öffentlichkeit und deren

Ausformungen möchte ich aber eine andere Menasse-

Geschichte stellen:

In einem taz-Interview zum Erscheinen seines Romans

erzählte der Autor ein Erlebnis mit einem deutschen

Journalisten in einem Brüsseler Cafe. Dieser hatte einen

guten Artikel über ein wichtiges EU-Thema geschrieben.

Menasse war dabei, als die Antwort aus der Redaktion in

Frankfurt kam. Im Mail stand sinngemäß: »Schreib nicht

so kompliziert. Schreib nur, was das uns Deutschen wieder

kostet.« Für Menasse bringt diese Mail-Nachricht das

Scheitern der Europäischen Union auf den Punkt.

Für Jürgen Habermas ist diese Geschichte derartig zutreffend,

dass er sogar einen Artikel im »Spiegel« über die

künftige Ausrichtung Europas damit einleitet. Laut

17

Habermas lässt sich das gedämpfte Interesse der deutschen

Politik, Wirtschaft und Medien an der Gestaltung

eines politisch handlungsfähigen Europas »kaum auf eine

bündigere Formel bringen«. Und er kritisiert: »Eine

timide und willfährige Presse springt unserer politischen

Klasse seit Jahren bei, um die breitere Öffentlichkeit mit

dem Thema Europa nur ja nicht zu belästigen.«

Für mich ist dieses Menasse-Aper9u die sehr dunkle

Negativfolie, vor der ich meine Gedanken zu der mir

politisch wie persönlich sehr wichtigen Frage nach der

europäischen Öffentlichkeit skizzieren möchte.

**Europäische Demokratie braucht**

**europäische Öffentlichkeit**

Mit der europäischen Öffentlichkeit ist es so ähnlich wie

mit den Grenzen Europas: Es gibt sie, aber sobald man

genauer hinschaut und nachfragt und sie ganz konkret

lokalisieren und festmachen will, dann zerrinnen die gemeinhin

als unumstößlich angenommenen Fixierungen

wie Sand zwischen den Fingern. Dann betritt man unsicheres

Terrain, dann drängt sich ein »Ja, aber ...« in jeden

Versuch einer Festlegung. Doch so sehr politische Grenzen

ein Schlüsselkonzept der Politik und Grundzug in der

Entwicklung des Menschen als kulturelles, soziales und

vor allem politisches Wesen sind, so sehr braucht die

Demokratie eine Öffentlichkeit. Der Ausdruck bezeichnet

einen gesellschaftlichen Raum, den Einzelpersonen

schaffen, indem sie über gemeinsame Angelegenheiten

diskutieren, beraten, sich streiten, sich einigen ... Öffentlichkeit

setzt sich zusammen aus Teilnehmern (Bürgerin-

**18**

nen, Bürger, Zivilgesellschaft, Interessenvertretungen),

die in einer öffentlichen Sphäre (Kaffeehaus, Marktplatz,

Zeitung, Radio, Fernsehen, Internet) über ihre Themen

eine Debatte führen. Damit das Recht vom Volk ausgehen

kann, muss das Volk eine Öffentlichkeit bilden, »einen

Raum«, wie es Politikwissenschafter Anton Pelinka beschreibt,

»in dem die gegebenen gesellschaftlichen Verhältnisse

thematisiert und politische Antworten diskutiert

werden«. Fehlt dieser Raum, fehlt es an Demokratie,

oder wie es Pelinka auf den Punkt bringt: »Ohne Öffentlichkeit

keine Demokratie.«

Was heißt das aber nun für die Europäische Union?

Auf den ersten Blick nichts Gutes. Denn seit vielen Jahren,

vor allem seit dem Vertrag von Maastricht 1992 und

dem damit ausgelösten EU-Integrationsschub, beklagen

Wissenschaft und Politik das Fehlen einer spezifisch europäischen

politischen Öffentlichkeit, die transnationale

europäische Themen diskutiert. Als Vorbild, dem nach

vorherrschender Ansicht nicht oder zuwenig entsprochen

wird, dienen die einzelnen nationalstaatlichen Öffentlichkeiten,

in denen die nationalen Angelegenheiten debattiert

und verhandelt werden. Verglichen mit der nationalen

Ebene werden der europäischen Öffentlichkeit vor

allem folgende Defizite attestiert: der Mangel an europaweiten

Massenmedien, das Fehlen einer europäischen

Zivilgesellschaft und die Scheuklappen der politischen

Parteien, die zuwenig und wenn, dann nur widerwillig

und im Abgrenzungs- und Kritik-Modus über den nationalen

Tellerrand hinausblicken und sogar in Zeiten des

Wahlkampfes zu Europawahlen bevorzugt nationale

**19**

Themen an die oberste Stelle ihrer Kampagnen setzen. In

diese Richtung zielt auch die von Ministerpräsident

Kretschmann regelmäßig vorgebrachte Kritik an nationalstaatlicher

und parteipolitischer Vereinnahmung und

Diskreditierung europäischer Politik, die nichts lieber tut,

als bei Problemen die EU zum »Sündenbock« zu machen,

während man bei den Vorzügen die Union gerne als

»Milchkuh« missbraucht.

Last but auf keinen Fall least liegt es neben diesen genannten

Hindernissen zur Bildung einer europäischen

Öffentlichkeit natürlich auch an den Sprachbarrieren,

weshalb die demokratische Öffentlichkeit Europas nach

wie vor in »nationalen Ghettos« (Pelinka) eingesperrt ist.

**Europa - nur in blaues Tuch gehüllte Supermärkte?**

Nationale Ghettos versus europäische Vernetzung - Regis

Debray macht zu diesem Widerspruch einen pointierten

Rückgriff in die europäische Geschichte, wenn er gewohnt

provokant feststellt, dass ihm Kaiser Karl V. europäischer

vorkommt, als sich heute auf »Globalesisch« austauschende

EU-Politiker: »Der sprach mit Gott Spanisch,

mit Frauen Italienisch, mit Männern Französisch und mit

seinem Pferd Deutsch.« Für Debray reduziert sich der

Mythos Europa auf einen Verfassungstext und den freien

Warenaustausch. Was ihm abgeht, ist »der Austausch von

Ideen, die gemeinsame Sprache, geteilte Erinnerungen

und Legenden«. Und er fragt, wie europäisch das heutige

Europa, gehüllt »in ein blaues Tuch aus Supermärkten«,

überhaupt ist im Vergleich zum Zeitalter der Klöster, als

ein Netz von spirituell und wirtschaftlich koordinierten

20

und kooperierenden Einheiten den Kontinent überspannte,

oder der Zeit, in der ein Voltaire mit Friedrich II. in

Sanssouci disputierte, oder ein Diderot mit einer Katharina

II. in St. Petersburg, oder später eine Clara Zetkin vor

französischen Arbeitern sprach, oder ein Jean Jaures vor

deutschen Sozialisten ...

Genug der Beispiele, nicht wirklich verwunderlich

fällt der Befund Debrays über das Europäische generell

und eine bewusst europäisch denkende und handelnde

Öffentlichkeit im heutigen EU-Europa vernichtend aus.

Ich teile diese Pauschalkritik nicht, wiewohl ich dem

französischen Paradeintellektuellen durchaus zustimme,

wenn er es aus europäischer Perspektive heraus falsch

findet, dass eine Episode im US-Wahlkampf zur Topmeldung

aufgebauscht wird, während zentrale Politik-Ereignisse

in zum Beispiel Rumänien oder der Tschechischen

Republik nur wenige Sekunden der Nachrichten-Aufmerksamkeit

erhalten.

**Generation Erasmus**

Mein erster Einwand gegen Debrays Pessimismus, der

gleichzeitig meine Vorstellung darüber skizziert, welche

Öffentlichkeit Europa braucht, beginnt ebenfalls mit dem

Namen eines europäischen Aufklärers und Humanisten,

weist gleichzeitig aber weit über diese konkrete Person

hinaus: Erasmus von Rotterdam, den Stefan Zweig zum

»ersten bewussten Europäer« geadelt hat. Ich möchte den

Namen Erasmus aber gerade nicht nur als Reminiszenz

an die europäische Vergangenheit verwenden. So grenzüberschreitend,

so zukunftstauglich und vielfältig wie

21

Erasmus ist auch das seit über 30 Jahren etablierte

akademische EU-Jugend-Austauschprogramm gleichen

Namens. Eine Erfolgsgeschichte sondergleichen, die europäisches

Bewusstsein und europäische Öffentlichkeit

schafft, und jedes Jahr hunderttausende junge Menschen

und ihre Pläne, Ideen, Vorstellungen und Träume über

nationale Grenzen hinweg verbindet und Europa so mit

Leben erfüllt. Die »Generation Erasmus« ist das Rückgrat

europäischer Identitätsbildung, und ich würde die Bedeutung

der dabei geknüpften Kontakte, der dabei gemachten

transnationalen Erfahrungen für die Herausbildung einer

grenzüberschreitenden europäischen Identität keinesfalls

geringer, sondern aufgrund ihrer großen Zahl sogar höher

und bedeutsamer einschätzen als die Disputationen weiland

zwischen Voltaire und Friedrich II. oder Diderot und

Katharina II.

Hat uns nicht auch die Brexit-Abstimmung in Großbritannien

gezeigt, wo die jungen Wählerinnen und

Wähler im Vereinigten Königreich stehen? Die Mehrheit

der britischen Jugend hat sich für einen Verbleib in der

Europäischen Union ausgesprochen. Allerdings haben

viele davon die Abstimmung nicht ernst genug genommen.

Jetzt fürchten sie mehr denn je die Auswirkungen

des Brexit auf ihre Chancen, auf ihre Ausbildung, auf ihre

Karrieremöglichkeiten, auf ein freies, unbeschwertes

Leben, Studieren, Reisen und Arbeiten in Europa. Die

zentrale, bei vielen Gesprächen bestätigte Botschaft der

jungen Generationen - die als »natural born Europeans«

quasi per Geburtsdatum eine andere Beziehung zur EU

haben als wir Älteren - lautet jedenfalls für mich: Sie

22

hoffen nicht nur auf Europa, sie glauben nicht nur an Europa.

Sie sind vor allem zuversichtlich, dass dieses europäische

Projekt ein Erfolg ist und weiter sein wird. Sie sind

mit der größten Selbstverständlichkeit gleichzeitig Schwaben,

Deutsche und Europäer, wie sie Tiroler, Österreicher

und Europäer sind oder Sizilianer, Italiener und Europäer.

Ihre europäische Identität ist für sie eine Selbstverständlichkeit.

Die jungen Leute haben sicher verschiedene

Auffassungen, verschiedene Erwartungen an Europa. In

vielen Gesprächen mit ihnen habe ich aber herausgehört,

dass der Grundgedanke doch derselbe ist: Wir alle sind

Europa. Uns allen gehört diese, unsere, europäische Zukunft.

Und das macht mich auch im Hinblick auf die zu

gestaltende europäische Öffentlichkeit optimistisch, wenn

ich sehe, wie sehr junge Menschen zu diesem gemeinsamen

Europa stehen und mit welcher Leidenschaft sie sich

für dieses gemeinsame Europa engagieren.

Generation **Frieden**

Zweitens möchte ich gegen Debrays Reduktion von

EU-Europa auf einen Verfassungsvertrag und den freien

Warenverkehr noch einen Vergleich zwischen asiatischem

und europäischem Selbstverständnis anführen, den ich

ZEIT-Redakteur Jan Ross verdanke. So wie im obigen

Beispiel Robert Menasse ein Brüsseler Cafe als besonders

vielsagende Verortung Europas gefunden hatte, so entdeckte

Ross das spezifisch Europäische in einem Coffeeshop

in der pakistanischen Stadt Lahore. Sein Gesprächspartner,

weder Militär noch langbärtiger Islamfanatiker,

sondern ein Geschäftsmann, fragte Ross in gediegenem

**23**

Englisch, warum Deutschland keine Atombombe baue,

wo das Land doch berühmt für seine Ingenieurskunst und

Waffenschmieden sei. Ross' Antwort, dass Atomrüstung

in Deutschland überhaupt kein Thema sei, und dass sich

die Deutschen nicht von den Atomwaffen anderer europäischer

Staaten bedroht fühlten, hörte sich für den pakistanischen

Geschäftsmann - den nuklearen Erzfeind Indien

hinter der sehr nahen Grenze wissend - völlig unvorstellbar,

absolut irreal, ja »komplett fantastisch« an.

Mit seinen weiteren Ausführungen mutete Ross dem

Pakistan! den Blick in eine andere andere, fremde Welt

zu: Wir machen uns nicht über Frankreichs Atomwaffen

Gedanken, »sondern über sein Kredit-Rating, und wir

haben nicht Angst davor, dass dieses Rating zu gut, sondern

dass es zu schlecht werden könnte. Die Schicksale

von Staaten in Europa sind einmalig eng verknüpft, aber

genau andersherum als in der klassischen Macht- und

Geopolitik: Man profitiert von der Stärke des anderen

und leidet unter seiner Schwäche. Das stellt Jahrhunderte

historischer Erfahrung auf den Kopf.«

Dieser sicherheitspolitische Bewusstseinswandel als

ein positiver Effekt der europäischen Friedensdividende

war mitnichten eine Selbstverständlichkeit. Möglich gemacht

wurde er durch jahrzehntelang forcierte vertrauensbildende

Maßnahmen zwischen den Staaten und ihren

Bevölkerungen, durch Austauschprogramme, grenzüberschreitende

Kooperationen, Städtepartnerschaften u.v.a.m.

Dass es aber gerade in einem so sensiblen Bereich wie

Verteidigung und Sicherheit gelungen ist, europaweites

Vertrauen zu schaffen, macht mich auch für andere Berei-

**24**

ehe zuversichtlich. Eine europäische Öffentlichkeit, die

diese militärische Sicherheit gegenüber den europäischen

Nachbarstaaten mittlerweile als unhinterfragte Selbstverständlichkeit

annimmt, kann und muss auch Ansporn

und Vorbild für die Europäisierung anderer Themen und

Angelegenheiten sein.

**EU-Krisen als Katalysator für eine**

**europäische Öffentlichkeit**

Nicht zuletzt braucht es diese Europäisierung im Bereich

der europäischen Wirtschaftspolitik. Wobei ja gerade die

sogenannte Euro-Krise und ihre Rezeption in der europäischen

Öffentlichkeit als Gegenthese zu ihrer angeblichen

Nicht-Existenz proklamiert werden könnte. Erinnern wir

uns zurück: In der Hochzeit der Euro-, Währungs-,

Wirtschafts-, Bankenrettungs-, Portugal-, Zypern-,

Griechenland-, usw.-Krisen war die EU in allen Medien

omnipräsent, prangte von allen Titelseiten quer durch

Europa, beherrschte die Nachrichten in Fernsehen,

Radio, Internet und bewegte die Debatten von den Parlamenten

über politische Diskussions- und Bildungsveranstaltungen

bis hin zu den Stammtischen. Die Krise europäisierte

die politische Öffentlichkeit und erschuf eine

europäische oder zumindest eine Euro-Öffentlichkeit.

Dass das gemeinsame Europa in diesen mitunter sehr

emotional geführten Debatten sehr oft skandalisiert wurde

und man da wie dort nationale Ressentiments in einem

nicht mehr für möglich gehaltenen Maße bediente (ä la

»fleißige Deutsche zahlen für faule Griechen«) sollte

neben den positiven Auswirkungen dieser Krise zur

Herausbildung einer europäischen Öffentlichkeit nicht

verschwiegen werden.

Aber egal, ob sachlich konstruktiv nach gemeinsamen,

solidarischen und nachhaltigen Lösungen suchend

oder revanchistisch auf einer nationalistischen Klaviatur

spielend, die Debatte über Europa wurde befeuert.

Jürgen Habermas konnte in Bezug auf das Entstehen

einer europäischen Öffentlichkeit wohlwollend feststellen:

»Inzwischen hat die List der ökonomischen Vernunft

eine länderübergreifende Kommunikation wenigstens

in Gang gebracht.« Und um eine weitere

Transnationalisierung der bestehenden nationalen Öffentlichkeiten

durchzusetzen, »brauchten wir«, so Habermas,

»keine anderen Medien, sondern eine andere

Praxis der bestehenden Leitmedien. Diese müssen die

europäischen Themen nicht nur als solche präsent machen

und behandeln, sondern gleichzeitig über die politischen

Stellungnahmen und Kontroversen berichten,

die dieselben Themen in den anderen Mitgliedsstaaten

auslösen.« Und damit sind wir schon mitten in einer

Antwort auf die konkrete Frage nach den Voraussetzungen

für das Entstehen einer europäischen Öffentlichkeit,

die ich - meine bisherigen Überlegungen

zusammenfassend - in drei für mich unabdingbaren

Voraussetzungen für eine europäische Öffentlichkeit

ausformulieren möchte:

**Europa braucht eine konstante Öffentlichkeit**

Das Ringen um den Euro hat gezeigt, dass Krisen als

Katalysator für die Entwicklung einer europäischen

Öffentlichkeit dienen können. Dieselben Themen werden

zeitgleich in Europa diskutiert, transnationale Kommunikationsnüsse

bilden sich, echte Debatten mit kontroversen

Positionen und ein (mitunter sehr emotional aufgeheizter)

Meinungsbildungsprozess finden in ganz Europa statt ...

Und dann? Was folgt nach dem hoffentlich erfolgreichen

Meistern der Krise(n)? Was bewegt die europäische Öffentlichkeit

noch, wenn die Union wieder in ruhigere

Fahrwasser kommt? Folgt nach dem EU-Hype die

EU-Apathie? Das wäre fatal. Europa darf keine Sternschnuppe

sein, sondern muss - siehe Europaflagge - im

Bewusstsein der europäischen Öffentlichkeit ein Firmament

aus Fixsternen bilden. Die Politik und hier sowohl

die nationalen wie europäischen Parteien, die nationalen

Parlamente wie das Europaparlament, vor allem natürlich

auch die Medien und selbstverständlich zivilgesellschaftliche

Organisationen sind hier gleichermaßen aufgerufen,

das einmal geweckte EU-Interesse nicht mehr abebben zu

lassen. Eine dauerhafte europäische Öffentlichkeit entsteht

nur durch eine konstante und nicht nur punktuelle

Sichtbarkeit europäischer Themen.

**Europa braucht eine transnational**

**gerahmte Öffentlichkeit**

Hier sind wir wieder bei der Menasse-Geschichte: Nationales

Interesse sticht europäisches Interesse - was kostet

das uns Deutsche, Österreicher, Briten ... ist wichtiger als

was bringt es uns Europäern. Insofern gilt auch selbstkritisch

anzumerken, dass die oben erwähnten Krisen-

Debatten bei aller lobenswerten Europäisierung immer

**26 27**

noch sehr oft sehr national eingehegt waren. Gleiches gilt

für die Wahlkämpfe zu den Europawahlen, die meist im

Schatten nationaler Konflikte, Themen, Personen abgehandelt

wurden. Detto das bereits angesprochene Sündenbockprinzip,

Mängel und Fehler nach Brüssel zu

schieben und die Erfolge ausschließlich auf Seiten der

nationalen Ebene zu verbuchen. Diese nationalen Scheuklappen

verunmöglichen europäische Weite und Breite

und den konstruktiven Auf- und Ausbau einer europäischen

Öffentlichkeit. Oder wie es Habermas in seinem

Essay »Zur Verfassung Europas« formuliert hat, »das über

nationale Grenzen hinausgreifende Bewusstsein, ein gemeinsames

europäisches Schicksal zu teilen«.

**Europa braucht eine positive, konstruktive**

**und in die Zukunft gerichtete Öffentlichkeit**

Meine erste Auslandsreise als österreichischer Bundespräsident

im Februar 2017 habe ich als bewusst gesetztes Zeichen

und im Sinne einer europäischen Öffentlichkeit nach

Straßburg und ins Europäische Parlament unternommen.

In meiner Rede vor den Abgeordneten thematisierte ich

die leider in der Europäischen Union wieder in Mode gekommene

»Rhetorik des Ausschließens«: Gemäß dieser

Rhetorik müsse man sich entscheiden zwischen der Liebe

zu seinem Heimat- oder Vaterland auf der einen Seite und

der Liebe zu Europa auf der anderen. Zwischen der Hilfsbedürftigkeit

der eigenen Landsleute und jener anderer.

Zwischen dem Eigennutz und dem Nutzen anderer.

Für mich führt dieses »Entweder/Oder« jedoch in die

Irre. Ich bin der Überzeugung, dass wir unser Heimatland

lieben können UND die europäische Idee. So wie wir unseren

Landsleuten UND unseren ausländischen Mitbürgern

helfen, uns selber nützen UND zum größeren Wohle

aller beitragen können. Das alles schließt einander nicht

aus, im Gegenteil: Es bedingt einander. Wir bedingen

einander. Wir brauchen einander. Europa ist ein Kontinent

des »UND«, und nicht des »Entweder/Oder«. Das, so

mein Resümee im Straßburger Europaparlament, macht

uns auf dieser Erde einzigartig - und wir können zurecht

stolz auf diese Errungenschaft sein und wir sollten uns der

»Rhetorik des Ausschließens« entgegenstellen, wo immer

sie vorgetragen wird. Weil sie negativ und destruktiv ist,

weil sie rückwärtsgewandt und einfach falsch ist.

Europa braucht und verdient eine positive, konstruktive

und in die Zukunft gerichtete Rhetorik wie Öffentlichkeit.

Einer solchen Rhetorik und Öffentlichkeit das Wort

zu reden, ist auch kein Wunschkonzert, nichts bloß Imaginäres,

Erdachtes, Erhofftes. Diese Rhetorik des UND,

diese positive, konstruktive und in die Zukunft gerichtete

Öffentlichkeit trifft sich regelmäßig in den Städten Europas

und symbolisiert den »Pulse of Europe«. Als Reaktion

auf den Brexit und das lautstarke Auftreten anti-europäischer,

rechtspopulistischer und nationalistischer Parteien

und Gruppierungen entstanden, »will Pulse of Europe im

Moment die stillen Befürworter Europas motivieren.

Daneben ist es uns jedoch gerade auch wichtig, auf die

zuzugehen, die Bedenken, Ängste oder Wut gegen die

europäischen Institutionen hegen«, erklärt Mitbegründer

Daniel Röder Intention und Ziel der Bewegung. Und ein

weiterer Initiator, Jens Pätzold, ergänzt: »Wir wollen die

**28 29**

Wahrnehmung wieder auf die guten Seiten der europäischen

Einheit lenken. In der breiten Masse sind die Vorteile,

die wir alle durch ein vereintes Europa genießen,

doch entweder gar nicht angekommen oder sie geraten bei

jüngeren Menschen nach 70 Jahren ohne Krieg wieder in

Vergessenheit. (...) Pulse of Europe will erst mal wieder

Menschen für Europa begeistern. Wir wollen einen Raum

schaffen, in dem Europas Bürger unabhängig von politischen

Vorgaben (...) Ideen und Lösungen für die unbestritten

vorhandenen Probleme entwickeln können.«

Besser, stimmiger, richtiger lassen sich die Notwendigkeit

einer europäischen Öffentlichkeit und die dafür

erforderlichen Rahmenbedingungen nicht auf den Punkt

bringen. Europa ist nicht irgendwo weit weg, sondern das

gemeinsame Europa passiert dort, entsteht dort, wo sich

Menschen gegen das Entweder/Oder und für dieses europäische

UND, für dieses europäische Gemeinsame begeistern

und einsetzen.

In diesem Sinn und mit Blick auf die nationalistischen

und separatistischen Kräfte in Europa hat auch Ministerpräsident

Winfried Kretschmann beim letztjährigen

Jahresempfang der katholischen Kirche in Stuttgart von

einem Europa gesprochen, das näher als bisher an die

Bürger heran und ehrlicher werden muss: »Die Bürgerinnen

und Bürger wollen mitreden und mitentscheiden.

Ich möchte dafür sorgen, dass sie das können: mit einer

Politik des Gehört-Werdens. Denn nicht dort, wo die

Menschen sich einmischen, ist die Demokratie bedroht,

sondern dort, wo sie sich abwenden von den öffentlichen

Angelegenheiten. Daran glaube ich. Ohne jeglichen

**30**

Zweifel.« Um dieser Überzeugung Taten folgen zu lassen,

wird es in diesem Jahr einen breiten Europadialog mit

Bürgerinnen und Bürgern in Baden-Württemberg geben.

Damit bleibt europäische Öffentlichkeit nicht bloße

Theorie, sondern wird in die Praxis umgesetzt, beschränkt

sich nicht auf Worte, sondern wird im jeweiligen Kontext,

im Hier und Jetzt ganz konkret buchstabiert und ausformuliert.

Und es wird so wie bei »Pulse of Europe« ein

Raum geöffnet, um Menschen für Europa und das europäische

Projekt zu begeistern. Ein Europa und ein

Projekt, das in jedem Fall ein historischer und globaler

Sonderfall ist, vielleicht — ich wünsche es mir - sogar ein

weltweit zu exportierendes Modell. Jan Ross berichtet

jedenfalls von einem Coffeeshop in Lahore, einer Grenzstadt

auf einem waffenstarrenden Subkontinent, dass man

von dort mit ungläubigem Staunen auf dieses Europa

schaut - aber, so Ross, »mit ein wenig Sehnsucht und

Neugier auch«.

Ad multos annos EU und deine Öffentlichkeit!

Ad multos annos Winfried Kretschmann!

**In einer schwankenden Welt**

**bestehen**

Ein vernünftiger Schwabe in Europa

**von Sibylle Lewitscharoff**

Es ist einige Jahre her, da rief mich meine sechsundachtzigjährige

Lieblingstante, eine Stuttgarterin, wohnhaft

auf dem Killesberg, aufgeregt an. Die beiden Sätze, die sie

in den Hörer hineinsprach, muss ich leider auf Schwäbisch

zitieren, denn auf Hochdeutsch verliert die Sache

ihren Schmiss: »Woisch«, begann sie schweratmend,

»woisch, was I g'macht han!« (Ich wusste es naturgemäß

nicht). »Den Kretschmann g'wählt!« Es war heraus. Eine

Sensation. Meine Tante hatte jahrzehntelang stur die

CDU gewählt, vielleicht eine Weile nach dem Krieg noch

die FDP wegen Theodor Heuss. Und nun einen Grünen!

So aufgeregt hatte ich sie noch nie erlebt. Wobei sich wenig

später herausstellte, dass es sich um eine vertrackte

Art von Schmiss gehandelt haben muss, denn sechs Tage

später war sie tot.

Nun, mich hat die Tatsache, dass ich häufig die Grünen

gewählt oder zumindest mitgewählt habe, bisher

nicht ins Grab gebracht, was nicht weiter verwunderlich

ist. Ich bin nicht sonderlich parteitreu und geneigt, zwischen

den Parteien, die ich für eindeutig demokratisch

halte, auch mal zu wechseln. Es geht mir wohl wie den

meisten Wählern: einige Politiker schätze ich sehr, viele

nicht, und das zieht sich quer durch die Parteien. Machen

wir Nägel mit Köpfen. Welche Köpfe schätze ich? Den

hier zu Ehrenden an oberster Stelle. Es folgen Frank-Walter

Steinmeier, Katrin Göring-Eckardt, und ja, durchaus

auch Angela Merkel, wiewohl ich es für einen Fehler halte,

dass sie sich noch einmal hat küren lassen und dabei

versäumt hat, einer tüchtigen Person Raum für den Aufbau

der Nachfolge zu geben. Früher schätzte ich Hildegard

Hamm-Brücher, auch Gerhart Baum halte ich für

einen klugen Politiker, aber spätestens seit Möllemann

und Westerwelle ist deren Partei für mich tabu, da helfen

weder Haarimplantate noch das öde Mantra: Digitalisierung,

Digitalisierung, Digitalisierung...

Natürlich treffe ich Wahlentscheidungen nicht nur

nach Lieblingsköpfen, wiewohl diese insgeheim vermutlich

doch eine große Rolle spielen. Drei Themen sind mir

annähernd gleich wichtig — Naturschutz im weitesten

Sinne, soziale Gerechtigkeit und eine starke europäische

Bindung. Wobei das Thema Europa zunehmend an Brisanz

gewinnt, da inzwischen landauf, landab Politiker wie

Unkraut aus dem Boden schießen, um dieses einzigartige

Werk der Verständigung zu zerstören. Ich kann mich

noch gut an den Sommertag erinnern, an dem der Brexit

Tatsache wurde. Ich war am Wissenschaftskolleg in Berlin

eingeladen, wir früheren Gäste verbrachten mit den

neuen Gästen heitere Stunden, die alsbald durch einen

Aufschrei gestört wurden. In einem der Zimmer lief ein

großer Fernseher, davor saßen drei Engländer, allesamt

Ökonomen. Einer von ihnen hatte laut aufgeschrien, als

das Ergebnis verkündet wurde (was bei gebildeten Eng-

**32 33**

ländern höchst selten vorkommen dürfte). Wir alle waren

entsetzt, aber unsere Engländer konnten es schlicht nicht

fassen, weil sie sich die bitteren Konsequenzen sofort ausmalten.

In höchster Alarmstimmung tigerten sie auf und

ab. Keiner von ihnen konnte sich setzen. Auf einen Hieb

war ein wertvolles ökonomisch-politisches Großbündnis

zerstört worden, dessen Fragilität und ungewisses Schicksal

uns allen plötzlich vor Augen stand. Es war wohl niemand

im Raum gewesen, der das vereinigte Europa nicht

ebenso plötzlich für das beste und wertvollste Bündnis

seiner Zeit gehalten hätte. Solange es das vereinigte Europa

mitsamt den mal größeren, mal kleineren Scharmützeln

und auch den bürokratischen Ungeschicklichkeiten

gab, glaubten wir, uns nach der halbwegs überwundenen

Wirtschafts- und Finanzkrise um das Bündnis nicht mehr

sonderlich kümmern zu müssen.

Inzwischen ist die Zeit fortgeschritten, und die Lage

hat sich eher verschlimmert als verbessert. Italien ist politisch

in einem verzweifelt desolaten Zustand, daran werden

auch die allmählich sich bessernden Wirtschaftsdaten

kaum etwas ändern. Da ich vor einiger Zeit über ein

Jahr in Rom verbracht habe, ist meine Sorge gewachsen,

was geschehen könnte, wenn ein so verwahrloster

Schaumschläger wie Beppe Grillo an die Macht käme,

womöglich mit dem soeben wieder runderneuerten Berlusconi

Seit' an Seit'. Alle mittelmeerischen Anrainerstaaten

sind vom Andrang der Flüchtlinge in eine tiefe Krise

geraten, die bisher nicht wirklich abgeklungen ist. In

Italien haben die Bootsflüchtlinge längst vorhandene

Krisensymptome nur verschärft. Zugespitzt hat sich die

Lage, weil so angeschlagene Staaten wie Griechenland

und Italien viel zu spät Unterstützung durch die europäische

Gemeinschaft erhalten haben in der schwierigen

Frage, wie der Exodus eingedämmt werden könnte, ohne

gleich alle humanitären Anstandsregeln mitsamt den leidenden

Menschen über Bord zu werfen.

Wobei das vermutlich eine naive Sicht ist, weil das

Problem unlösbar scheint. Menschen in Not zu retten und

ihnen danach hilfreich zur Seite zu stehen, ist zweifellos

eine humanitäre und christliche Pflicht. Aber was geschieht,

wenn dadurch das demokratische Gefüge ganzer

Staaten auf abschüssige Bahnen gerät, weil ein erheblicher

Teil der einheimischen Bevölkerung diese Art der Zuwanderung

als bedrohliche Zumutung empfindet und

deshalb neue Diktatoren auf den Plan ruft, von denen erwartet

wird, dass sie hart dreinschlagen und dabei gleich

das komplizierte Gefüge der Europäischen Union zu

Klump hauen? Die derzeitigen Verhältnisse in Polen zeigen,

was geschieht, wenn sich flammender Nationalstolz

mit einer völlig mitleidslosen Art des Christentums verbündet,

die in einem Menschen, der aus einem kriegszerrütteten

Land flieht, nur einen Verbrecher sehen will, den

man erschießen sollte, wenn er die Grenze zum eigenen

Land überschreitet. So etwas geht aber auch ganz ohne

christliche Schützenhilfe. Die Mehrzahl der Ungarn

denkt genauso und muß dazu nicht eigens von Priestern

angefeuert werden. Interessant am Verhalten der polnischen

Regierung ist dabei, wie sich ein Land, das sich völlig

zu recht als brutal geschundenes Kriegsopfer fühlt,

nun seinerseits zum Herrn aufschwingt, weil es sich in der

**35**

Opferrolle so gut eingerichtet hat, dass es die akuten

Opfer grausamer Verhältnisse von sich stößt. Viele Polen

verhalten sich dabei wie ältere Geschwister, die ihre neu

ankommenden Brüder und Schwestern aus zweiter Ehe

am liebsten weghexen oder töten würden. Das überaus

Entlastende einer Opferideologie ist: Man muss sich nicht

fragen, was man anderen antut.

Crackedicrack. Chaos allenthalben. Den Brexit hätte

es ohne die Bildströme, die pausenlos von Flüchtlingen

erzählten, die nach Großbritannien gelangen wollten, nie

gegeben. All das stellt die Politiker in Europa vor große

Probleme. Man darf nicht zu viel von ihnen erwarten.

Größtenteils können sie mit nichts Anderem beschäftigt

sein, als ausgebrochene Krisen und deren Folgen in notdürftig

geordnete Bahnen zu lenken. Bestenfalls. Derartige

Krisen sind auch insofern brisant, als sehr viele Staatsbürger,

die sich bisher in Sicherheit wähnten, und sei diese

auch eine wacklige, angesichts eines großen Zustroms an

Menschen aus weit entfernten Ländern mit völlig anderen

Sitten und Gebräuchen, in eine hochaggressive angstgetriebene

Hysterie geraten, die keinen Raum für vernünftiges

politisches Handeln lässt.

Dramatisch erschwert wird die Krise rund um die

Flüchtlingsfrage natürlich durch die Terroranschläge, die

es bisher in Europa gegeben hat. Sie sind das allerbeste

Futter für Menschen, die Ausländer hassen und im Islam

generell eine Bedrohung sehen. Das Thema ist komplex,

weil sich bei den Terroristen infames religiöses Streugut

mit dem Männlichkeitswahn und der Paranoia erlittener

Niederlagen bösartig vermengt.

**36**

Zurück zu Winfried Kretschmann. Er ist sechs Jahre

älter als ich. Demnach gehören wir derselben Generation

an. Natürlich kann man ungefähr gleichaltrige Menschen,

die aus derselben Gegend stammen, besser einschätzen

als sehr viel jüngere oder ältere Leute aus anderen

Ländern. Bei einem Schwaben hören meine Ohren

schnell heraus, wie es um ihn steht. Spricht Winfried

Kretschmann in der Öffentlichkeit, höre ich ihm gern zu.

Seine Art zu reden, gibt mir Zeit und Raum darüber

nachzudenken, ob ich ihm zustimmen kann oder nicht.

Vermutlich wird es Themen geben, bei denen ich im Detail

anderer Meinung wäre als er, aber ich glaube nicht,

dass eine Diskussion mit ihm unfruchtbar im Sande verlaufen

würde. Es kommt mir im Übrigen gar nicht darauf

an, dass ich Recht haben muss, im Grunde schätze ich

Menschen, die mich umstimmen können, beziehungsweise

mich auf Zusammenhänge hinweisen, die meinen Vorstellungskreis

bisher nicht besiedelt haben.

Vermutlich war er auch ein recht guter Lehrer. Ich erkenne

an ihm die Fähigkeit, Menschen erst einmal so zu

nehmen, wie sie sind, um ihnen dann womöglich — sachte,

sachte, damit sie nicht gleich merken, dass sie sich inzwischen

auf einem anderen Weg befinden als gedacht -

einen neuen Horizont zu erschließen. Kretschmann wirkt

souverän, ohne diese Souveränität schauspielern zu müssen.

Er krakeelt nicht herum, Propagandasprüche hört

man von ihm höchst selten, eine weichgespülte Rhetorik

kann man ihm ebenfalls nicht nachsagen. Er ist ein Mann,

der, wenn er spricht, pointiert spricht, wobei im Hintergrund

seiner Rede ein Kranz geistblitzender Funken

**37**

sprüht. Auch seine Fähigkeit, für Kompromisse zu werben

und sie zu schließen, halte ich für einen Vorzug und

kein Übel. Wer Stuttgart und das Land drumherum besser

kennt, der weiß, dass man es sich dort mit der Autoindustrie

nicht so leichtmachen kann wie in Regionen, in

denen man diesen potenten Industriezweig eher selten antrifft.

In Bezug auf schwäbische Fahrzeugbauer bin ich

übrigens keineswegs parteiisch. In Jugendjahren fuhr ich

eine nachtblaue Alfa Giulietta, die im harten Berliner

Winter grundsätzlich nicht ansprang, und mein Vater war

einer der ersten Fahrer einer Citroen-Deesse im Schwabenland,

was zur Folge hatte, dass man die herrlich

gepolsterte Schaukeldame nirgendwo in der Nähe reparieren

lassen konnte. Mercedesmänner galten bei uns

zuhause als dickfingrige Würschtelfexe, die mit scheußlichen

Hüten auf den Köpfen besonders untalentiert und

stur herumfuhren.

Von Visionen ist in der Politik grundsätzlich abzuraten.

Höre ich das Wort Vision aus dem Mund eines Politikers,

werde ich grantig. Von Winfried Kretschmann

hört man es gottlob höchst selten. Das Wort zieht einen

Kometenschweif böser Erinnerungen hinter sich her.

Brüllten sich die Nationalsozialisten nicht die Lungen aus

dem Leib, um Deutschland am von Flakscheinwerfern

beleuchteten Gewitterhimmel als tausendjährige Reichsvision

zu beschwören? Heutzutage schwatzen die emsigen

Streber natürlich eher von technoidem Zeugs, das auf den

ersten Blick harmlos scheint. Aber ganz so harmlos ist das

nicht. Dahinter verbirgt sich eine Dynamik, die den Menschen

mit immer mehr Gerätschaften versorgen will, die

ihm eine trügerische Machbarkeit des Lebens vorgaukeln

und die Gedanken an den Tod einer barbarischen Phantasiewelt

überantworten, in der es äußerst sadistisch zur Sache

geht, während sich die Dinge des wirklichen Lebens

zunehmend anfühlen wie parfümierte Handschmeichler

oder allroundgetestes Buntspielzeug für Kleinkinder.

Der Kerle hat's raus! Er wirkt weder wie ein weichlicher

Lauschwätzer (also nicht wie ein Lohle, wie wir in

Schwaben sagen), noch muss er ständig die rhetorische

Keule schwingen, um den starken Maxe 'rauszuhängen.

Gerade das Wohltemperierte gefällt mir an ihm, denn es

weist auf einen Mann der Vernunft. Und was kann man in

aggressiven rhetorischen Zeiten, in denen viele europäische

Politiker so verantwortungslos herumfaseln und die

Feuerzeuge an Zündschnüre legen wie Donald Trump,

besser gebrauchen als einen ruhigen Mann der Vernunft,

der klug genug ist, seine Intelligenz zurückhaltend einzusetzen,

um einen möglichen Gegner in den Griff zu

kriegen.

Machen wir uns nichts vor. Schwierig ist die Welt um

uns herum. Das einst so wohnlich anmutende europäische

Haus ist ein kompliziertes Nest geworden, von zahllosen

Intrigen durchsponnen und durchzittert. Gerade in dieser

Lage braucht es von Grund auf verlässliche Menschen, die

die komplizierten Wege der Verhandlung auch innerhalb

Europas möglichst geräuschlos und zugleich wirkungsvoll

beschreiten. Sie sind Gold wert. Als Schwabe hat Winfried

Kretschmann natürlich ein näheres Verhältnis zu

Frankreich und zu der Schweiz als etwa zu Polen oder

Spanien und kann in diesen Ländern durch seinen feinen,

**38 39**

dem Poltern abgeneigten Stil Formen der Zusammenarbeit

vertiefen, die sich seit Jahrzehnten schon bewährt

haben. Für solche Aufgaben ist er geradezu ideal. Die

Schweizer vertragen keine draufgängerischen Deutschen,

die alles besser wissen, die Franzosen zehren von der

Grandeur, ihrer ehemaligen politischen und kulturellen

Größe, zuweilen sind sie sogar bürokratischer gestimmt

als die Deutschen. Wer hier die Ruhe bewahrt, mit

Charme und Freundlichkeit in die Verhandlung geht,

kann einiges bewirken.

Ein einziger vernünftiger Mann wehrt hundert jibberige,

zähnefletschende Teufel ab. Winfried Kretschmann

ist ein solches höchst selten anzutreffendes Geschöpf. Ich

wünsche ihm Mut, Zähigkeit, Probierlust und Gesundheit

für sein gekonntes Wurmisieren im derzeit so unwirtlich

erscheinenden Gebiet der Politik.

**Einheit statt Vielfalt**

Warum tun wir uns mit föderalen

Strukturen und dem Grundsatz

der Subsidiarität so schwer?

**von Andreas Voßkuhle**

Wir werden nicht müde, die Vorzüge von Föderalismus

und Subsidiarität zu rühmen und dies zu Recht: Vielfalt,

Innovationspotential, Experimentierfreudigkeit, Flexibilität,

Bürgernähe, Problemkenntnis, Sachverstand und

vieles mehr lassen sich in dezentralen Strukturen besser

verwirklichen als von einem festen Punkt aus. Deshalb

konstituiert das Grundgesetz die Bundesrepublik Deutschland

als föderalen Staat mit starken Ländern, wie Art. 20

Abs. i, Art. 30, Art. 50 *ff.,* Art. 70 ff. sowie Art. 83 ff. GG

eindrucksvoll belegen. Deshalb gewährleistet das Grundgesetz

in Art. 28 Abs. 2 GG die Selbstverwaltung der Gemeinden

und räumt ihnen einen ganz wesentlichen Platz

im Aufbau des bundesstaatlichen Gemeinwesens ein.

Und deshalb verpflichtet Art. 4 Abs. 2 Satz i EUV schließlich

die Europäische Union nicht nur zur Achtung der

Gleichheit der Mitgliedstaaten vor den Verträgen, sondern

auch auf die Achtung der jeweiligen nationalen Identität,

die in ihren grundlegenden politischen und verfassungsmäßigen

Strukturen einschließlich der regionalen

und lokalen Selbstverwaltung zum Ausdruck kommt. »7«

*Vielfalt geeint« -* so proklamiert Europa denn auch konse-

4l

quent seine Genetik in zugleich historischer wie programmatischer

Weise. Die Grundsätze der begrenzten Einzelermächtigung,

einer rücksichtsvollen Subsidiarität und

der Verhältnismäßigkeit sind zentraler Bestandteil der

europäischen Architektur und normativ besonders in

Art. 5 EUV verankert.

Gleichzeitig müssen wir zugeben, dass die Zentripetalkräfte

die große Idee des Föderalismus in der politischen

Praxis häufig zu einer *quantite negligeable* haben

verkümmern lassen. Für diese Schieflage lassen sich viele

Beispiele nennen: Ins Auge fallen aktuell die Änderungen

des Grundgesetzes, die zuletzt zu einer Neustrukturierung

der bundesstaatlichen Finanzverfassung geführt

haben (sog. »Föderalismusreform III«):

- Die Überführung der Bundesautobahnen in die

Bundesverwaltung (Art. 90 GG);

— Finanzhilfen des Bundes für Investitionen der

Länder, versehen mit vielgestaltigen Berichts- und

Kontrollbefugnissen des Bundes (Art. iO4b und

Art. IO4C GG), augenfällig dabei insbesondere die

Verantwortungsteilung im Sektor des Schulwesens,

eigentlich seit jeher das Arkanum alleiniger

Länderhoheit;

- die entsprechende Prüfermächtigung des Bundesrechnungshofs

(Art. 114 GG), frei nach dem Motto:

Finanzmacht garniert mit Kontrollmacht;

- die Verlagerung des bislang horizontalen Länderfinanzausgleichs

in eine vertikale Steuerbeteiligungskonstruktion

(Art. 107 GG), und damit die Kappung

eines hergebrachten aktiv solidarisch-föderalen

Bandes zwischen den Ländern.

Mit Blick auf Europa und das Stichwort Subsidiarität

sieht es nicht wesentlich besser aus. Kompetenzüberdehnungen

und Regelungseifer gehen hier seit längerem Hand

in Hand.

Dabei fehlt es weder in der Bundesrepublik noch in der

Union an Bemühungen, diesen Entwicklungen entgegenzuwirken:

- Die Einsetzung verschiedener Föderalismuskommissionen

ist Ausdruck ernsthaften Ringens um eine

ausbalancierte Verhältnisbestimmung zwischen Bund

und Ländern; zahlreiche Grundgesetzänderungen

wurden auf den Weg gebracht mit dem Ziel der

Stärkung der Länderkompetenzen;

- über den Bundesrat sind die Länder nun stärker in

Rechtsetzungsakte der Europäischen Union und den

Willensbildungsprozess des Bundes in europäischen

Angelegenheiten miteinbezogen (Art. 23 GG);

- zur Einhaltung des Subsidiaritätsprinzips installiert

der EU-Vertrag einen Frühwarnmechanismus,

durch den die nationalen Parlamente zum »Hüter der

Kompetenzordnung« bestellt werden, abgesichert

durch eigenständige Klagerechte zum Europäischen

Gerichtshof (sog. Subsidiaritätsklage, Art. 5 Abs. 3

UAbs. 2, Art. 12 lit. b EUV, Art. 23 Abs. la GG);

- die Kommission selbst vertraut auf eine neue Task

Force für Subsidiarität und Verhältnismäßigkeit,

gemäß dem Ansatz: »Doing Less More Efficiently«;

**43**

- der Europäische Ausschuss der Regionen (AdR)

verschafft als Versammlung der Regional- und Kommunalvertreter

der EU den Regionen und Städten

in der EU ein förmliches Mitspracherecht bei der

Gesetzgebung in Europa;

- kommunale Interessenvertretungen betreiben verstärkt

aktive Lobbyarbeit für die europäischen

Regionen (AER - Assembly of European Regions,

RGRE — Rat der Gemeinden und Regionen Europas).

Trotz allem: Die Ergebnisse bleiben überschaubar. Der

Trend zur nationalen und europäischen Unitarisierung

hält an. Daran vermögen auch die Entscheidungen europäischer

und nationaler Gerichte, die die Berücksichtigung

der nationalen Identität im Sinne einer maßvollen

*margin of appredation* stärken oder die Garantie der kommunalen

Selbstverwaltungen betonen, letztlich nur wenig

zu ändern.

Warum erscheint diese Entwicklung so zwangsläufig?

Warum scheitern die meisten Bestrebungen, dem doch

verfassungsnormativ verankerten Konzept des Föderalismus

neues Leben einzuhauchen? Warum konstatiert der

bekennende Föderalist Winfried Kretschmann, dem

diese Schrift gewidmet ist, fast etwas resignierend: »Der

föderale Gedanke ist längst nicht so stark verankert, wie

die Verfassung es gebietet«? Haben wir uns geirrt? Haben

wir uns das Falsche versprochen und hängen einem alteuropäischen

Ideal nach, das in Zeiten der Globalisierung

keine Geltung mehr beanspruchen kann? Die Bürgerinnen

und Bürger sehen das jedenfalls nicht so. Die

soziale Wirklichkeit ergibt hier ein deutliches Bild, und

dies in Deutschland wie in ganz Europa. Vieles davon ist

lebendiger Ausdruck eines selbstverantwortlichen und

gemeinwohlorientierten Verständnisses von der für den

Einzelnen maßgeblichen Lebenswelt:

- Bürgerinnen und Bürger kämpfen vor Ort um den

Erhalt der kommunalen Schulen und Infrastruktur;

- die Einsparung lokaler Polizeiwachen oder Gerichte

außerhalb von Metropolregionen wird als Angriff

auf *ihr* Gemeinwesen gesehen;

- sie engagieren sich ehrenamtlich für und in der

Gemeinde, für die Tafel, den Kindergarten, das

Hospiz, den Sportverein, die Kunstinitiative oder

die städtebauliche Entwicklung ihrer Heimat.

Zugleich gibt es Abwehrreflexe und Nationalisierungstrends,

die mehr in Richtung Vereinzelung streben als in

Richtung »mehr Europa«; sie müssen als alarmierende

Warnzeichen gewertet werden:

— Brüsseler Verordnungen und Richtlinien werden

als überregulierend, übergriffig und fernab von den

Bedürfnissen der Bürgerinnen und Bürger empfunden,

und dies selbst in europafreundlichen Ländern

wie der Bundesrepublik;

Großbritannien, das wie viele andere Länder stark

von der Europäischen Union profitiert hat, will

austreten, Polen und Ungarn gehen in Fragen von

Rechtsstaat und Justiz auf Distanz zum Wertestandard

Europas;

- Regionen wie Katalonien, das Baskenland, Andalusien,

aber auch Südtirol versuchen, ihren Autonomiestatus

auszuweiten;

- nationalpopulistische Bewegungen gewinnen fast

überall Zuspruch und transformieren menschlich

nachvollziehbare Abwehrhaltungen und Homogenitätssehnsucht

in völkisch orientierte Bewegungen,

dem Motto verpflichtet: *»wir gegen die«,* die Welt

und das Land spaltend in Freund und Feind.

Politische Initiativen, die diese disparate Lage auflösen

können oder auch nur wollen, sind zurzeit nur in Ansätzen

erkennbar. Der französische Staatspräsident Emannuel

Macron hat hier einen Anfang gemacht mit weitgehenden

Vorschlägen zur Vertiefung der Europäischen Union in

zentralen Bereichen. Auch der Kanzlerkandidat der SPD

im Wahlkampf 2017, Martin Schulz, hat ein Bekenntnis

zu den »Vereinigten Staaten von Europa« ausgesprochen

und damit versucht, die mit dem aktuellen Integrationsniveau

erreichten Errungenschaften durch mehr demokratische

Mitbestimmung der Unionsbürgerinnen und -bürger

nachvollziehbarer und bürgernäher zu gestalten. Ob sich

indes diese oder andere dahingehende Vorschläge realisieren

lassen und ob sie tauglich sind, die föderale Struktur

Europas und der Mitgliedstaaten entscheidend zu stärken,

bleibt ungewiss.

Was also tun? Diese Frage kann sicher nicht in einem

kleinen essayistischen Beitrag beantwortet werden.

Dennoch möchte ich — ganz im Geiste von Winfried

Kretschmann - dafür werben, Mut zu einem neuen

**46**

Narrativ zu fassen. Dieses Narrativ muss lauten: Vielfalt

stärkt Einheit! Der europäische Leitgedanke »in Vielfalt

vereint«, der auch für die föderale Struktur der Bundesrepublik

Deutschland leitend sein sollte, bleibt richtig.

Nur müssen wir dringend die Blickrichtung verändern.

Statt wie in der Vergangenheit, als es für die Konstituierung

des europäischen Binnenmarktes als freie Zone des

ungehinderten Austausches von Waren und Dienstleistungen

sehr sinnvoll und sehr erfolgreich war, den

Schwerpunkt der politischen Bestrebungen auf Einheit

zu setzen, sollten wir in vielen Bereichen sowohl national

wie europäisch zunächst einmal und primär auf Vielfalt

setzen. Auf einen missionarischen Eifer zu noch mehr

Vereinheitlichung sollten wir verzichten, nicht aber auf

ein genaues Hinsehen im jeweiligen Fall. Erst die Anerkennung

von sachlicher Differenz und Unterschiedlichkeit

schafft jenen Kitt, den es braucht, um größere Gemeinschaften

zusammenzuhalten. Hier kommen Subsidiarität

und föderale Strukturen unmittelbar zum Tragen:

Subsidiarität spiegelt genauso wie Föderalismus die Vorstellung

eines Gesellschaftsbilds, welches von unten nach

oben aufgebaut ist, einer Gesellschaft, die den Einzelnen

und seine Einbettung in soziale Strukturen ernst nimmt

- von der Familie über Gemeinden und Regionen bis zu

Bundesländern, über den Nationalstaat hin zum europäischen

Verbund. Vielfalt im politischen Raum, von der

kommunalen bis hin zur europäischen Ebene, sichert ein

Stück weit Heimat und entfaltet dabei wiederum einheitsstiftende

Kraft.

**47**

Unzweifelhaft braucht es in Nationalstaaten wie der

Bundesrepublik genauso wie in Europa zentrale Instanzen,

man denke nur an die Bereiche der Verteidigung,

der Finanzmarktregulierung, der polizeilichen Sicherung

der Grenzen, der Kriminalitätsbekämpfung und viele

andere Bereiche. Zentrale Entscheidungs- und Durchsetzungsmacht

sind hier unentbehrlich. Die vitale Antrittsfähigkeit

in den unteren, den Bürgerinnen und Bürgern

näheren Bereichen muss aber erhalten bleiben. Im europäischen

Mehrebenensystem und in föderalen Staaten wie

der Bundesrepublik bedeutet das ganz konkret, dass etwa

der Geldfluss nicht nur »von unten nach oben« gehen darf,

sondern umgekehrt: dass die bürgernahen Instanzen

finanziell lebens- und somit zukunftsfähig erhalten werden.

Diese Sichtweise darf nicht ein nationales Projekt

allein der Bundesrepublik bleiben, sie liegt vielmehr auch

im europäischen Interesse. Sämtlichen Zentralisierungstendenzen

sollte sie selbstbewusst als kritischer Maßstab

entgegengesetzt werden. Schon wenn wir für mehr Vielfalt

streiten, gewinnt sie Gestalt und ein Stück weit Realität.

**Zwischen Parlamenten**

**und Plebisziten**

Über einige Missverständnisse,

die Demokratie betreffend

**von Norbert Lammert**

Wer vertritt das Volk? Die Frage ist nicht so neu, wie sie

uns manchmal vorkommt. Sie ist fast so alt wie die

Menschheit. Denn spätestens in dem Augenblick, in dem

den ersten Menschen klargeworden ist, dass es Dinge

gibt, die nicht jeder für sich ganz allein entscheiden und

regeln kann, taucht das Problem auf: Wie geht man mit

allen übrigen Fragen um? Wer regelt die? Wie werden die

entschieden? Und gibt es eine Möglichkeit all das, was

nicht jeweils je einzeln abschließend geregelt werden

kann, sondern gemeinsam geregelt werden muss, wiederum

ausnahmslos alle gemeinsam regeln und entscheiden

zu lassen?

Bedenkt man das Alter dieser Fragen, dann ist es erstaunlich,

dass die demokratische Verfassung moderner

Gesellschaften, die wir inzwischen auch in Deutschland

für beinahe selbstverständlich halten, erst gewissermaßen

vor wenigen Minuten auf einer virtuellen 24-Stunden-Uhr

der Menschheit geschaffen worden ist. Die Demokratie

im Allgemeinen und die parlamentarische Demokratie im

Besonderen sind bestenfalls 250 Jahre alt.

Wenn wir uns heute mit der Frage der Reputation der

Demokratie beschäftigen, dann gibt es eine auffällige

Diskrepanz. Da ist auf der einen Seite der scheinbar unwiderstehliche

Siegeszug der Demokratie als eine vom

Grundsatz her kaum noch anfechtbare moderne Staatsform.

Diese Entwicklung ist, großzügig betrachtet, vielleicht

gerade einmal ein halbes Jahrhundert alt. Jedenfalls

legt inzwischen beinahe jeder Staat allergrößten Wert

darauf, für eine Demokratie gehalten zu werden - gleichgültig,

wie er tatsächlich verfasst ist. Mindestens weist er

den Verdacht, nicht demokratisch zu sein, mit Abscheu

und Empörung von sich.

Parallel zu diesem unwiderstehlichen Siegeszug der

Demokratie als Staatsordnung wachsen aber die Zweifel

an der Tragfähigkeit dieses Systems. Und sie wachsen am

stärksten da, wo die demokratischen Systeme am stabilsten

sind. Die Zweifel daran, ob die Demokratie wirklich

der vorläufig abschließende Lösungsweg zur Klärung und

Regelung anspruchsvoller gesellschaftlicher Fragen ist,

werden ja nicht hauptsächlich in Russland, China oder

Nordkorea geäußert, sondern in Deutschland, in Frankreich,

in Italien — also auf genau dem Kontinent, auf dem

das Konzept einer modernen Demokratie entstanden ist,

das wir heute für den gegebenen Standard politischer

Urteilsbildung halten.

Wer also vertritt das Volk? Und wodurch, durch welche

Verfahren oder Institutionen ist es am angemessensten

vertreten? Dazu gibt es begründete Erwartungen und

hartnäckige Missverständnisse. Ein weit verbreitetes

Missverständnis ist die Vorstellung, es gäbe so etwas wie

**50**

einen identifizierbaren Volkswillen. Den gibt es nicht.

»Der« Volkswille existiert nur im Plural. Das, was wir für

Volkswillen erklären, ist das Ergebnis eines komplizierten

politischen Urteilsprozesses, der auf unterschiedliche

Weise stattfinden kann. Ob ein Staat von seinen Bürgern

und deren hart verdientem Einkommen Steuern erheben

soll, dazu gibt es gewiss keinen einheitlichen Volkswillen.

Ob es außer Lohn- und Einkommensteuern dann auch

noch Umsatzsteuern geben soll, und außer den allgemeinen

Umsatzsteuern so liebenswürdige Einrichtungen wie

Tabaksteuern und Weinsteuern und Sektsteuern und was

wir sonst noch im Repertoire haben — einen einheitlichen

Volkswillen gibt es dazu sicher nicht. Sondern es gibt in

ein und demselben Volk dazu höchst unterschiedliche

Positionen. Wie man mit Flüchtlingen umgehen soll und

an welcher Stelle und wie lange und ob man zwischen

politischen Flüchtlingen und sogenannten Wirtschaftsflüchtlingen

überhaupt unterscheiden kann und unterscheiden

soll, vielleicht sogar unterscheiden muss - einen

Volkswillen gibt es dazu sicher nicht. Ob man eine relativ

gut funktionierende Währung zugunsten einer gemeinsamen

europäischen Währung aufgibt und ob man Ländern

helfen soll, denen es kaum gelingt, Einnahmen und Ausgaben

in ein halbwegs ausgeglichenes Verhältnis zu bringen

- dazu gibt es sehr unterschiedliche Auffassungen,

sicher aber keinen Volkswillen.

Und weil das alles so kompliziert ist, kam die Menschheit

irgendwann auf den famosen Einfall, die notwendige

Klärung solcher Sachverhalte in einem organisierten Prozess

vorzunehmen, bei dem durch möglichst gewählte

5l

Vertreter dieses diffusen Volkes Entscheidungen vorbereitet

und getroffen werden, die am Ende gelten, weil diese

Volksvertreter durch Wahlen legitimiert sind. Das erfolgt

durch Parlamente, die - wie gesagt - zu den jüngeren Errungenschaften

unserer Zivilisation gehören. Und was die

Parlamente angeht, gibt es nun auch mehrere weitverbreitete

Missverständnisse.

Das eine Missverständnis ist die Vorstellung, Demokratie

sei ein Verfahren zur Vermeidung von Streit. Das

ist bestenfalls gut gemeint, aber sicher nicht lebensnah.

Wenn überhaupt, ist das Gegenteil richtig: Demokratie

ist ein Verfahren zur geordneten Durchführung unvermeidlichen

Streits. Weil Streit in einer Gesellschaft wegen

der regelmäßigen Auseinandersetzungen über gleiche

Anliegen unvermeidlich ist, braucht eine Gesellschaft ein

Verfahren, mit dem ein solcher Streit zivilisiert ausgetragen

werden kann und am Ende Ergebnisse zustande kommen,

die alle grundsätzlich akzeptieren können, selbst

wenn sie das gefundene Ergebnis so lieber nicht gesehen

hätten.

Das führt zu einem weiteren Missverständnis, nämlich

zu der gerade in Deutschland weit verbreiteten Vorstellung,

eine demokratisch zustande gekommene Entscheidung

sei die richtige Entscheidung. Wer über eine

Mehrheit verfügt, neigt zu der Überzeugung, seine Auffassung

sei offensichtlich die richtige. Auch das ist gut

gemeint, aber sicher nicht zutreffend. Wieder trifft eher

das Gegenteil zu: Hätte die Mehrheit den Nachweis führen

können, dass sie Recht hat, hätten weder Wahl noch

Abstimmung stattfinden müssen. Sie rinden statt, weil

**52**

man den Nachweis nicht führen kann, was mit Sicherheit

richtig oder falsch ist. Die logische Voraussetzung demokratischer

Mehrheitsentscheidungen ist die gemeinsame

Einsicht, dass niemand über Wahrheiten verfügt.

Aber alle verfügen über Auffassungen, Meinungen,

Interessen und Anliegen, die sie prinzipiell alle für legitim

halten. Und weil diese sich bedauerlicherweise regelmäßig

wechselseitig im Weg stehen, muss es ein Verfahren geben,

mit dem entschieden wird, was denn nun gelten soll.

Und das einzige Verfahren, auf das wir uns bislang haben

verständigen können, ist zu sagen, dann soll es die Mehrheit

entscheiden. Was die Mehrheit entscheidet, gilt. Aber

es ist damit noch lange nicht richtig. Deswegen gilt es übrigens

auch nur solange, bis eine andere Mehrheit etwas

Anderes beschließt. Und das gilt dann wiederum auch nur

bis zur nächsten Mehrheitsentscheidung.

Und dies führt mich zu einem letzten Missverständnis,

das gerade in gut funktionierenden Demokratien weit

verbreitet ist: das Missverständnis, der Kern der Demokratie

sei das Mehrheitsprinzip. Auch das ist natürlich

nicht ganz falsch, aber es ist noch weniger ganz richtig.

Eine Demokratie erkennt man nicht wirklich daran, dass

Mehrheiten entscheiden. Sondern daran, dass Minderheiten

Rechte haben, die auch einer Mehrheit nicht zur

Disposition stehen. Das ist das eigentliche Gütesiegel

einer funktionierenden Demokratie. Wenn das richtig ist,

wirft das die Frage auf: Wie soll ein Volk seine eigenen

Auffassungen und Anliegen zur Geltung bringen und

durch wen vertreten lassen?

**53**

Die Zeiten, in denen es einen unangefochtenen Anspruch

von Parlamenten gab, diese Rolle einzunehmen,

sind möglicherweise vorbei. Jedenfalls lässt sich nicht

übersehen, dass die Erwartungen, neben Parlamenten

auch andere Möglichkeiten der direkten Einflussnahme

auf für alle geltende Entscheidungen zu schaffen, in den

vergangenen 20 bis 25 Jahren signifikant gestiegen sind.

Ich selber gehöre biographisch — wenn auch auf der anderen

Seite der Barrikade — zu der berühmt-berüchtigten

68er-Generation, die ja noch bis heute unter dem Verdacht

steht, das sei die politisierteste junge Generation gewesen,

die es in der deutschen Geschichte je gegeben habe. Ich

erinnere mich jedoch gut daran, dass Fragen direkter

Demokratie, partizipativer, anstelle repräsentativer Demokratie,

damals eine extrem nachrangige Rolle spielten.

Das hat sich in der Zwischenzeit gründlich geändert, und

es hat sich nicht nur die Erwartung verändert, sondern

längst auch die Realität. In den vergangenen zehn Jahren

sind in Deutschland insgesamt mehr Bürgerinitiativen,

Bürgerentscheide, Volksinitiativen und Volksentscheide

in Gang gesetzt und durchgeführt worden als in den

50 Jahren zuvor.

Ich halte diese Formen politischer Beteiligung neben

dem Parlament nicht nur für zulässig, sondern auch für

vernünftig, jedenfalls solange, wie man nicht auf den

kühnen, wiederum gut gemeinten aber lebensfremden

Einfall kommt, sie könnten repräsentative Entscheidungsprozesse

ersetzen. Dass sie es sicher nicht können,

will ich mit einem statistischen Befund untermauern: Von

den 324 Volksinitiativen unterschiedlichster Art, die es in

der Bundesrepublik Deutschland auf Länderebene je

gegeben hat, haben es ganze 23 bis zur Entscheidung gebracht,

weniger als zehn Prozent. Die große Masse der

Initiativen ist im Sande verlaufen, weil die Mindestquoren

nicht erreicht wurden, die Voraussetzung für die Fortsetzung

eines Verfahrens oder für das Zustandekommen

einer rechtsverbindlichen Entscheidung sind. Das wirft

die Frage auf, ob denn das Partizipationsinteresse der

Bürgerinnen und Bürger im Konkreten so ausgeprägt ist

wie im Allgemeinen. Oder andersherum formuliert: Auf

die Frage, ob es neben parlamentarischen Entscheidungen

nicht auch direktdemokratische Einflussmöglichkeiten

geben solle, antworten selbstverständlich haushohe Mehrheiten:

ja. Wenn genau die gleichen, die diese Frage positiv

beantwortet haben, als Wahlbürgerinnen und Wahlbürger

die Möglichkeit der Beteiligung an einer solchen

Entscheidung haben, reduziert sich das allgemeine Interesse

jedoch signifikant.

Deswegen warne ich vor der Versuchung, die Erfolgsaussichten

von Plebisziten durch Absenkung der Quoren

zu begünstigen. Wenn man die vielen strukturellen Vorzüge,

die parlamentarische Urteile gegenüber Plebisziten

haben, durch eine plebiszitäre Entscheidung ersetzen will

mit dem Anspruch, mindestens eine ähnliche Legitimation

zu haben, dann ist nach meinem Verständnis eine mindestens

fünfzigprozentige Beteiligung der Wahlberechtigten

Voraussetzung für diese Mindestlegitimation.

Ich halte jedoch auch nach manchen ernüchternden

Erfahrungen mit Plebisziten an meiner Grundsatzposition

fest, dass ich für eine reife Demokratie durchaus die

**54**

Verbindung des einen mit dem anderen für angemessen

halte, allerdings nicht zu Rabattbedingungen. Aber ich

muss diejenigen, die immer mal wieder glauben, die

direkte, die plebiszitäre Entscheidung sei die überlegene

gegenüber einer parlamentarischen Willensbildung, auf

ein paar Punkte aufmerksam machen, die dabei sorgfältig

bedacht werden sollten.

Der eine Punkt ist, dass ein Parlament im Vergleich zu

einer wie auch immer zusammengesetzten Volksgemeinschaft

auf kommunaler oder auf Landesebene ein höheres

Maß an Professionalität im Umgang mit dem jeweiligen

Thema aufweist, als es eine solche virtuelle Volksgemeinschaft

aufbringen kann. Und zu keinem Zeitpunkt hat

irgendjemand kontrollieren können oder auch nur kontrollieren

wollen, ob sich der Wähler vor seiner Entscheidung

mit dem Thema jemals befasst hat. Und wenn ja, wie

gründlich.

Das führt zum zweiten Punkt: Wie ist es eigentlich

mit der Kompetenz derer bestellt, die eine Frage entscheiden

sollen? Brauchen wir ein neues Rathaus, soll ein

Schwimmbad geschlossen werden, soll ein Bahnhof unter

die Erde verlegt werden — oft treten bei solchen scheinbar

übersichtlichen Sachverhalten die eigentlichen Komplikationen

erst dann auf, wenn die Entscheidung längst getroffen

ist. Nun könnte man zu Recht einwenden, dieses

Risiko gelte doch auch für parlamentarische Entscheidungen.

Das stimmt. Und deswegen wäre es albern zu

sagen, parlamentarische Entscheidungen seien immer

richtig und Plebiszite immer falsch. Allerdings glaube ich

erläutern zu können, warum das Risiko offenkundiger

**56**

Fehlentscheidungen bei parlamentarischen Entscheidungen

strukturell niedriger ist als bei Plebisziten.

Die beiden wichtigen Gesichtspunkte, die für mich

die grundsätzliche Überlegenheit parlamentarischer Entscheidungen

gegenüber plebiszitären Entscheidungen begründen,

sind erstens: Das Risiko einer spontanen, von

starken Emotionen und/oder vom Zufall des Abstimmungstermins

abhängigen Entscheidung ist nach in der

Regel monatelangen, gründlichen parlamentarischen Beratungen

geringer als bei Volksabstimmungen. Und zweitens:

Wenn denn mal eine Entscheidung getroffen ist und

sich früher oder später der Eindruck durchsetzt, dass sie

wohl doch nicht gelungen war, ist die Aussicht, sie zu korrigieren,

in Parlamenten sehr viel größer als auf dem Weg

neuer Plebiszite. Wie das Kaninchen auf die Schlange, so

blickt heute das britische Parlament, das zu den ältesten

und stolzesten der Menschheitsgeschichte gehört, auf ein

einmal getroffenes plebiszitäres Urteil. Und es quält sich

erkennbar mit dem doppelten Ärgernis, einen Volkswillen

umzusetzen, für den es im Parlament keine Mehrheit gab,

und die nun stattfindenden Verhandlungen zwischen der

Kommission der Europäischen Union und der eigenen

Regierung nicht nur zu beobachten, sondern auch beeinflussen

und über ihr Ergebnis abschließend entscheiden

zu können. Das zeigt, dass es schwierig um nicht zu

sagen: aussichtlos ist, eine einmal qua Plebiszit getroffene

Entscheidung zu korrigieren.

Das führt zu einer wesentlichen Frage: Wer übernimmt

eigentlich die Verantwortung für Fehlentscheidungen?

Bei parlamentarischen Entscheidungen ist leicht

**57**

auszumachen, wer sie getroffen und dafür den Kopf

hinzuhalten hat. Bei Plebisziten gibt es jedoch nie identifizierbare

Verantwortung. Es ist nie jemand für das verantwortlich,

was gleichwohl rechtsverbindlich würde.

Deswegen wiederhole ich trotz aller Aufgeschlossenheit

gegenüber ergänzenden plebiszitären Verfahren: Die Vorstellung,

sie könnten parlamentarische Urteilsbildung ersetzen,

man könne im 21. Jahrhundert die repräsentative

Demokratie in einer aufgeklärten Gesellschaft endlich

durch eine direkte Volksdemokratie ersetzen, ist vielleicht

populär, aber ganz sicher nicht vernünftig.

**Die kommunale Selbstverwaltung als Schule der Demokratie**

**von Dieter Salomon**

Die kommunale Selbstverwaltung in Deutschland gilt als

Erbe der Stein-Hardenberg'schen Verwaltungsreformen

in Preußen nach der territorialen Neuordnung Europas

durch Napoleon zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Sie hat

somit eine mehr als zweihundertjährige Tradition. »Kommunale

Selbstverwaltung als Schule der Demokratie« ist

hingegen ein Schlagwort jüngeren Datums. Nach dem

Ende des zweiten Weltkriegs und der nationalsozialistischen

Diktatur waren es vor allem die angelsächsischen

Alliierten, die den geschlagenen, demoralisierten und moralisch

völlig diskreditierten Deutschen nach zwölf Jahren

Gewaltherrschaft, Rassenwahn und einem verbrecherischen

Krieg die Chance geben wollten, Demokratie wieder

von der Pike auf zu lernen. Nämlich dort, wo ein

Gemeinwesen seinen Ursprung hat: auf der lokalen Ebene.

Man konnte dabei auf die Erfahrungen aus der Zeit

der Weimarer Republik zurückgreifen. Vor der Gleichschaltung

durch die Nationalsozialisten gab es demokratisch

gewählte Bürgermeister und Räte. 1933 ersetzte sie

die nationalsozialistische Regierung sie durch nichtgewählte,

regimetreue, meist überzeugte NSDAP-Mitglieder.

Bis zum Ende des Ersten Weltkriegs gab es knapp

eineinhalb Jahrzehnte lang Bürgermeister und ehrenamt-

**59**

liehe Räte, die nach ständischem Wahlrecht und ohne die

Frauen gewählt worden waren. Die Alliierten mussten

also nach dem Krieg das Rad nicht gänzlich neu erfinden.

Der Begriff »Schule der Demokratie« atmet also

bewusst einen pädagogischen Unterton. »Schule der

Demokratie« heißt erst einmal, Nichtdemokraten die Demokratie

beizubringen. Und das will geübt sein. Denn

Demokratie ist voraussetzungsvoll. Sie ist erfolgreich nur

dann, wenn Bürger und Parteien die demokratischen

Spielregeln und Gepflogenheiten anerkennen. Somit setzt

ein funktionierender demokratischer Rechtsstaat voraus,

dass die politischen Parteien wie die überwiegende Mehrheit

der Gesellschaft die demokratische Grundordnung

achten und nicht auf ihre Abschaffung oder Überwindung

abzielen.

Im Kern geht es in der »Schule der Demokratie« um

das Einüben von Haltungen und Verhaltensweisen, die,

bei erfolgreicher Anwendung über einen längeren Zeitraum,

zu etwas führen, was man eine stabile demokratische

politische Kultur nennen kann. Im Laufe dieses

Lernprozesses muss es gelingen, gute demokratische Kultur

in Fleisch und Blut übergehen zu lassen. In einem

pluralistischen Land mit unterschiedlichen Religionen,

Weltanschauungen und politischen Einstellungen sowie

völlig unterschiedlichen Lebensstilen und Haltungen zur

Welt setzen demokratische Entscheidungsprozesse voraus,

dass neben den demokratischen Verfahren auch die

demokratischen Einstellungen der handelnden Akteure

anerkannt werden. Demokratischer Pluralismus heißt

also, neben der eigenen Meinung auch andere Meinungen

**60**

als legitim zu betrachten. Und es heißt ebenso anzuerkennen,

dass die eigene Meinung eine Mindermeinung im

demokratischen Prozess sein kann und das eventuell auch

über eine längere Frist bleibt. Deshalb wird Winfried

Kretschmann nicht müde zu betonen, dass es in der

Demokratie nicht um letzte Wahrheiten, sondern um

politische Mehrheiten geht.

In der politischen Praxis führen Mehrheitsentscheidungen

nur dann nicht zu Mord und Totschlag, wenn reife

demokratische Akteure verstanden haben, dass der politische

Gegner, der Andersdenkende, nicht ein Feind ist,

den es zu vernichten gilt. Vielmehr ist es eine politische

Herausforderung, den anderen im günstigsten Fall von

der eigenen Meinung zu überzeugen. Und wenn einem

das beim politischen Gegner schon nicht gelingt, dann

zumindest bei den potenziellen Wählerinnen und Wählern.

Demokratische Kultur bedeutet immer, bei aller inhaltlichen

Gegnerschaft, einen respektvollen Umgang der

Minderheit mit der Mehrheit und, mehr noch, der Mehrheit

mit der Minderheit. Der Wechsel von Regierung und

Opposition muss immer möglich sein. Dass Parteien, die

sich einer Wahl stellen und für ihre Überzeugungen

kämpfen, mehrheitlich gar nicht regieren wollen, ist in

keinem Demokratie-Lehrbuch vorgesehen.

Eine weitere wichtige Unterrichtseinheit in der »Schule

der Demokratie« ist die Funktion von Streit und Kompromiss.

In Deutschland ist auch siebzig Jahre nach dem

Ende des Zweiten Weltkriegs dieses Lernziel nicht annähernd

bei allen Akteuren auf dem politischen Feld und

schon gar nicht bei allen Staatsbürgerinnen und Staatsbürgern

erreicht. Auch heute noch gilt Streit in der politischen

Arena vielen als Ausdruck politischer Unreife

und nicht als Kern der politischen Auseinandersetzung.

Eine pluralistische Gesellschaft kann die unterschiedlichen

politischen Haltungen, Orientierungen und Ziele

nur im Austausch untereinander, nur im gut geführten

Streit um die besten Wege zu einvernehmlichen Lösungen

bringen. Das ist nicht das Schmutzige an der Politik,

sondern der Kern von Politik. Ebenso verhält es sich mit

den notwendigen Kompromissen, um Mehrheiten für

eine gewünschte Politik zu erreichen. Sie sind nicht, wie

viele meinen, immerzu faule Kompromisse, weil sie nicht

einhundert Prozent der eigenen Vorstellungen zur Umsetzung

bringen, sondern Voraussetzung dafür, dass man

sich überhaupt auf etwas einigt, das einen in der Sache

voranbringt. Politische Kompromisse sind ein Interessenabgleich

und -ausgleich, der im besten Falle auch noch

die politischen Kräfteverhältnisse widerspiegelt.

In demokratisch reifen Gesellschaften sind diese

mentalen Voraussetzungen der Demokratie so in die politische

DNA übergegangen, dass sie den handelnden

Akteuren oft gar nicht mehr bewusst sind. Freilich ist

keine Demokratie für immer vor Rückfällen in Freund-

Feind-Denken und antidemokratische Gegenbewegungen

geschützt. Das erleben wir gegenwärtig mit allem

Nachdruck. Nach 70 Jahren Einübung demokratischer

Verfahren in der Bundesrepublik kann man dennoch

sagen, dass die große Mehrheit der Deutschen zu guten

Demokraten geworden ist.

Wie ist der Zustand der »Schule der Demokratie« in

Baden-Württemberg im Jahre 2018? Die ziemlich genau

uoo Gemeinden und Städte in unserem Bundesland sind

allein schon aufgrund ihrer unterschiedlichen Größe

nicht alle über einen Leisten zu schlagen. Die kleinste

Gemeinde — Bollen im Landkreis Lörrach - hat keine

hundert Einwohner, die Landeshauptstadt Stuttgart

620.000. Beide haben einen gewählten Rat und einen von

der Bürgerschaft direkt gewählten Bürgermeister. Die

Räte in Stuttgart und Bollen sind wie auch in allen anderen

Kommunen Baden-Württembergs grundsätzlich

ehrenamtlich tätig, wobei man in Großstädten wie Stuttgart

aber mindestens von einer Semi-Professionalisierung

sprechen kann. Grundsätzlich sind die direkt gewählten

Bürgermeister, die in Städten ab 20.000 Einwohnern

Oberbürgermeister heißen, hauptamtlich tätig, in kleinen

Gemeinden wie Bollen aber nachvollziehbar ebenfalls ehrenamtlich.

Die Väter und Mütter der baden-württembergischen

Gemeindeordnung entschieden sich von Anfang an für

einen starken Chef der Verwaltung, der durch die Direktwahl

seitens der Bürgerschaft ein starkes Mandat für acht

Jahre und eine hohe demokratische Legitimation besitzt.

Die Bürgermeister sitzen außerdem dem ehrenamtlichen

Rat vor, leiten dessen Sitzungen und haben im Rat auch

Stimmrecht. Zudem repräsentieren sie ihre Gemeinde

auch nach außen. Durch diese drei Funktionen: Chef der

Verwaltung, Vorsitzender des Rates und Repräsentant der

Gemeinde haben baden-württembergische Bürgermeister

gewollt eine sehr starke Stellung.

**63**

Die für die Kommunen wichtigen Entscheidungen

trifft aber der ehrenamtlich tätige Rat. Bürgermeister und

Rat haben eine jeweils eigene unmittelbare demokratische

Legitimation, wodurch der Bürgermeister legitimatorisch

nicht vom Rat abhängig ist. Das verschafft ihm (oder ihr)

eine deutlich herausgehobene Stellung. Sie soll die stabile

Regierbarkeit der Gemeinde gewährleisten, die Letztentscheidung

des ehrenamtlichen Rates die demokratische

Verankerung in der Bevölkerung.

Streng genommen sind die ehrenamtlichen Räte kein

Parlament, sondern Organ der Verwaltung. Sie dürfen

keine Gesetze beschließen, sondern nur kommunale Satzungen,

dürfen keine eigenen Vorlagen einbringen und

haben bei originär kommunalen Steuern wie der Gewerbe-

und Grundsteuer lediglich ein Hebesatzrecht. Gleichwohl

verstehen sich gerade in größeren Städten die Rätinnen

und Räte durchaus als Parlamentarier und verhalten

sich im öffentlichen Diskurs auch als solche.

Die Art der Mehrheitsfindung in baden-württembergischen

Gemeinden hat durchaus etwas Urdemokratisches.

Es gibt in aller Regel keine schriftlich fixierten

Koalitionen in den Räten, sondern oft unterschiedliche

Mehrheiten von Tagesordnungspunkt zu Tagesordnungspunkt.

Da auch vielfach der Fraktionszwang nicht sehr

eng gesehen wird, weil viele Räte ihr durch Kumulieren

und Panaschieren zustande gekommenes Mandat als ein

sehr persönliches begreifen, ist bisweilen noch während

der Abstimmung nicht klar, wie die Entscheidung ausgehen

wird. Mit anderen Worten: rhetorisch gute Rednerinnen

und Redner haben durchaus die Chance, dem

**64**

Argument, wenn es denn gut vorgetragen wird, zum

Durchbruch zu verhelfen. Insofern ist die kommunale

Schule eine sehr hilfreiche und fördernde für die Schule

der Demokratie allgemein.

Ungefähr 1000 der noo Gemeinden in Baden-Württemberg

haben weniger als 20.000 Einwohner, sind also

Dörfer und Kleinstädte. In Gemeinden unter 1000 Einwohnern

hat der Rat acht Mitglieder, in einer Stadt mit

20.000 Einwohnern 22. Oft stehen die gewählten Räte

schon vor der Wahl auf vertrautem Fuß miteinander, weil

man sich in Gemeinden dieser Größenordnung halt

kennt. Insofern erinnern diese Räte manchmal auch an

Versammlungen von Stammesältesten archaischer Gesellschaften.

Lange Zeit wurden vor allem die örtlichen

Honoratioren gewählt. Das stärkte ihre Stellung in der

Gemeinde. Gleichzeitig mussten sie aber auch der Erwartung

entsprechen, sich für die *res publica,* also die öffentlichen

Angelegenheiten, zu engagieren. Sie wurden auch

bereitwillig gewählt - irgendwer, so viel war klar, musste

diese Arbeit ja machen.

Heute hat sich vielfach das Selbstverständnis sowohl

der Gewählten als auch der Wählenden stark geändert.

Viele sehen sich — zumal in großen Städten - eher als parlamentarischer

Arm außerparlamentarischer Bewegungen

denn als Fürsprecher für das Ganze. Für ihre Klientel

wollen sie möglichst viel herausholen, allen voran bei Forderungen

in den Haushaltsberatungen. Das Verständnis

für das Ganzheitliche einer Kommune und für die Gesamtverantwortung,

nicht zuletzt für den zu verabschiedenden

Haushalt, schwindet. Im Extremfall dominiert

eine Haltung, die da heißt: Der Bürgermeister ist für die

Einnahmen verantwortlich, der Gemeinderat für die Ausgaben.

Die Individualisierung der Gesellschaft, das Aufbrechen

traditioneller Milieus, die wegbrechende Bindungswirkung

der beiden großen Volksparteien, aber auch der

Parteien überhaupt hat also nicht nur auf Bundes- und

Landesebene Folgen. Diese Tendenzen führen sehr wohl

auch auf kommunaler Ebene dazu, dass sich immer mehr

Partikularinteressen politisch organisieren und diejenigen,

die sie vertreten, auch gewählt werden. Freiburg, die

Stadt, in der ich als Oberbürgermeister Verantwortung

trage, hat in seinem achtundvierzigköpfigen Rat Vertreterinnen

und Vertreter von dreizehn verschiedenen Parteien

und kommunalen Listen. Alle Listen, die zur Wahl angetreten

sind, haben bei der Wahl mindestens einen Sitz

ergattert. Die Grünen als stärkste Fraktion belegen mit elf

von achtundvierzig nicht mal ein Viertel der Sitze des

Rates. Die Änderung des Auszählmodus bei Gemeinderatswahlen

führte dazu, dass man bereits mit 0,51 Prozent

der für einen Sitz nötigen Stimmen den ersten Sitz erhält.

Da es auf lokaler Ebene keine Sperrklausel gibt, unterstützt

dies die ohnehin vorhandene Zersplitterung zusätzlich.

Die politische Zersplitterung, die Bindung von Ratsmitgliedern

an partikulare Interessen und das komplexe

Zusammenspiel von Rat, Bürgermeister und Verwaltung

machen die Regierung einer Stadt schwieriger. Gleichzeitig

sind die gewählten Räte mit einem erhöhten öffentlichen

Rechtfertigungsdruck von außen konfrontiert.

**66**

Aufgebrachte Bürger reagieren sich nicht mehr nur in

Leserbriefen ab, sondern setzen Verwaltungen und ehrenamtliche

Räte online unter Dauerfeuer. Vielfach führt

dies zu Verunsicherung, Rollenkonflikten und enormen

Drucksituationen. Viele ehrenamtliche Räte geraten zusehends

in Schwierigkeiten, ihre Rolle als eigenständige

Repräsentanten der Bürgerschaft wahrzunehmen. Es

braucht viel Fachkompetenz und Courage, komplexe

Sachverhalte zu durchdringen und eine eigene Position zu

vertreten.

Demokratietheoretisch ist der engagierte und informierte

Bürger ja die Voraussetzung für eine lebendige Demokratie.

Mit Bürgern, die sich nicht für die öffentlichen

Angelegenheiten engagieren, ist, wie es so schön heißt,

auch kein Staat zu machen. So weit, so richtig. Auf der

Agora der griechischen Polis vesammelten sich die Bürger,

weil sie sich ihrer Stadt verpflichtet fühlten und mitbestimmen

wollten. In unserer Zeit scheint es mir eine

wesentliche Frage zu sein, wo heute die Agora ist, wo

Menschen miteinander ins Gespräch kommen, und wer

sich noch für die *res publica,* also die öffentlichen Angelegenheiten

einer Kommune, interessiert und engagiert.

Was kommunale Öffentlichkeit bedeutet, ist heute

schon auf dem Dorf nicht mehr einfach zu beantworten.

In den »Dorfkrug«, wo das kommunale Geschehen mehr

oder weniger fachkundig diskutiert wird, gehen längst

nicht mehr alle, wenn es ihn überhaupt noch gibt. Kommunale

Berichterstattung der örtlichen Regionalzeitung

findet längst nicht mehr überall statt - und wenn sie stattfindet,

wird sie längst nicht mehr überall gelesen. Das

**67**

Abonnement einer örtlichen Tageszeitung, früher ein

Muss, ist heute eher ein Muss-nicht. Gemeinderatssitzungen

sind in der Regel keine Massenveranstaltungen, die

man wegen Überfüllung schließen müsste. Was auf Bundesebene

noch notdürftig durch die überregionale Tageszeitung

und das Fernsehen ausgeglichen wird, findet auf

lokaler Ebene oft gar nicht mehr statt. Das Internet als

Informationsplattform könnte ein Ort des Austausches

von Informationen und Argumenten sein, ist aber oftmals

nur eine Verschlimmbesserung, weil es allzu oft von Verschwörungstheoretikern

als Mobilisierungsmedium genutzt

wird. Das Fehlen einer größeren kommunalen Öffentlichkeit

und damit einer tieferen Kenntnis der Kommunalpolitik

hat schließlich zur Konsequenz, dass die

Wahlbeteiligung bei Kommunalwahlen und Bürgermeisterwahlen

rückläufig ist. In Baden-Württemberg behilft

man sich seit Jahrzehnten damit, dass Kommunalwahlen

mit der Europawahl zusammengelegt werden. Als man

einmal davon abwich, brach die Wahlbeteiligung dramatisch

ein.

Tatsache ist, dass die Menschen in Deutschland noch

nie über einen so hohen formalen Bildungsstand verfügten.

Tatsache ist aber auch, dass sie wahrscheinlich noch

nie so wenig über das kommunalpolitische Geschehen

mitbekommen haben wie heute. Wenn sie in ihrem unmittelbaren

Umfeld mit etwas konfrontiert werden, was

sie ärgert oder auch nur irritiert, können sie sich oft keinen

Reim daraufmachen und reagieren gereizt. Dass zwei

morsche Bäume in der Nachbarschaft gefällt werden müssen

oder dass der Bagger anrollt, weil dort neue Wohnun-

**68**

gen entstehen, worüber im Rat schon seit Jahren diskutiert

worden ist, geht an vielen Menschen völlig vorbei.

Das ist der Resonanzboden für die üblichen Forderungen

nach mehr Transparenz, nach dem Ende einer abgehobenen

Politik, nach mehr Bürgerbeteiligung und vor allem

für die Forderung nach mehr direkter Demokratie und

Bürgerentscheiden. Wer Verwaltung und Rat als abgehobene

Klüngel darstellt, die hinter verschlossenen Türen

tagen und nur in die eigene Tasche wirtschaften, bedient

sich eines rechtspopulistischen Repertoires, das manchmal

auch von links und von sich aufgeklärt gebenden

Aktivisten vorgetragen wird. Es folgt der laute Ruf »Wir

sind das Volk«, ohne in Wirklichkeit auch nur annähernd

eine Mehrheitsmeinung zu vertreten.

Diese zugegebenermaßen zugespitzte Analyse hat natürlich

nicht den Anspruch, allgemeingültig zu sein. So

gibt es viele positive Beispiele für Bürgerbeteiligung und

Bürgerinitiativen, zum Beispiel bei der Flüchtlingskrise,

als Tausende engagierte Bürgerinnen und Bürger schnelle

und unbürokratische Hilfe organisierten, unterstützt

durch digitale Vernetzung. Gleichfalls gibt es vielerorts

Gemeinderäte, die sich von aufgebrachten Aktivisten und

Lobbyisten nicht ins Bockshorn jagen lassen, sondern

sehr wohl Rückgrat und ein Gespür für das Allgemeinwohl

jenseits von Partikularinteressen haben. Vielerorts

gibt es Gemeinderäte, die sich ohne zu klagen auf das

zähe kommunalpolitische Geschäft einlassen, lange Vorlagen

lesen, sich in allen möglichen Gremien und in der

Bürgerschaft austauschen. Sie empfinden neben dem

Beruf und ihrer Familie ein hohes Maß an Verantwor-

**69**

tungsgefühl ihrer Gemeinde gegenüber und sind bereit,

viel Lebenszeit für das Gemeinwohl zu opfern. Diese gewählten

Repräsentanten einer Kommune gilt es zu stärken,

statt ihnen durch eine Pseudodemokratisierung

schleichend die Legitimation zu entziehen. Gemeinderäte

müssen wieder wissen, dass sie wichtig sind und etwas zu

entscheiden haben. Dafür sind sie gewählt. Dafür sind sie

verantwortlich. Und deshalb spielen sie eine tragende

Rolle in der Schule der Demokratie.

**Wo aber Gefahr ist, wächst das**

**Rettende auch...**

Demokratie ist mehr als wählen

**von Gisela Erler**

**Mit der »Politik des Gehört-Werdens« zur vielfältigen Demokratie**

Die Proteste rund um Stuttgart 21 waren nicht nur eine

der Ursachen für den epochalen Regierungswechsel zu

Grün-Rot in Baden-Württemberg im Jahr 2011. Sie waren

auch eine Schocktherapie für die Erneuerung der Demokratie

in ganz Deutschland. Überall fragten sich Bürgermeister

und Verwaltungen, aber auch Landesregierungen

und sogar die Bundesregierung: Was können wir tun, um

in Zukunft solche politischen Erschütterungen bei Infrastrukturvorhaben

zu verhindern? Stand doch der Bau

neuer Stromtrassen und Windräder, der durch die Energiewende

nötig wurde, im Raum, gefolgt von der Notwendigkeit,

Städte im Innern zu verdichten oder neue

Gewerbeflächen auszuweisen. Hinzu kam schließlich die

Flüchtlingskrise, die ganz grundsätzliche Fragen aufwarf

und die bis heute viele Bürger in Erregung versetzt. Dabei

wurde insgesamt immer deutlicher, dass sich sehr viele

Menschen nicht mehr damit zufriedengeben, einmal in

vier oder fünf Jahren zur Wahlurne zu gehen. Sie wenden

sich entweder ganz von der Politik ab, um sich dann eventuell

populistischen Einfachlösungen zuzuwenden — oder

**7l**

sie fordern neben den Wahlen Volksabstimmungen »wie

in der Schweiz«, um ihrem Unbehagen Ausdruck verleihen

zu können.

Viele Kommunen in Deutschland hatten sich bereits

seit den goer Jahren auf den Weg gemacht, um zunächst

bei Planung und Stadtentwicklung die Bürger aktiv

einzubinden - es wurden Leitlinien entwickelt, runde

Tische und Bürgerversammlungen abgehalten, Masterpläne

mit Bürgern konzipiert. Dennoch führte die Bürgerbeteiligung

bei der Planung eher ein Schattendasein.

Denn im öffentlichen Diskurs und gerade auch bei der

organisierten Zivilgesellschaft stand sie im Verdacht, nur

eine Ersatzlösung für echte Mitbestimmung zu sein, ein

Placebo zur Besänftigung von Wutbürgern. In gewisser

Weise nahmen Bürgerinitiativen für sich in Anspruch,

allein die Bürger zu vertreten. Zudem fehlte auf Landesund

Bundesebene jede institutionelle Verankerung von

Beteiligung jenseits der engen förmlichen Beteiligung in

Planungsverfahren. In der juristisch geprägten Verwaltungskultur

sah man in der Regel keinen Sinn darin, informelle

Beteiligungsprozesse zu fördern. Man sträubte

sich gegen diese Ergänzung mit dem Argument, dies

schaffe überflüssigen Ballast, der die Dinge nur verlangsame.

»Schlafende Hunde« solle man besser nicht durch

zu viel Transparenz wecken - obwohl doch immer deutlicher

wurde, dass mangelnde Offenheit den Widerstand

erst recht anfachte und zur Verbitterung vieler Menschen

beitrug. Der schlafende Hund auf Bürgerseite erwies

sich, einmal geweckt, immer öfter als bissiger Wachhund.

**72**

Mit der von Winfried Kretschmann geführten Landesregierung

in Baden-Württemberg kam es dann zu

einer qualitativen Veränderung in diesem Gefüge: Durch

die Schaffung des Amts einer Staatsrätin für Zivilgesellschaft

und Bürgerbeteiligung in meiner Person, die zugleich

stimmberechtigtes Kabinettsmitglied ist, wurde die

Thematik der Bürgerbeteiligung erstmals auf der Ebene

einer Landesregierung in einer Staatskanzlei verankert

und höher platziert sowie mit mehr realem Einfluss ausgestattet

als irgendwo sonst in Europa. Das Motto der

»Politik des Gehört-Werdens« wurde zur Maxime auf allen

Politikfeldern, das Prinzip der Augenhöhe im Umgang

mit Bürgern wurde als Prinzip handlungsleitend.

Orientierung dafür gaben eine Verwaltungsvorschrift und

ein Leitfaden für die Landesverwaltung, entwickelt in

engem Austausch mit Behörden und Zivilgesellschaft.

Dieses Regelwerk wurde fortan bei allen Planungen des

Landes, etwa beim Hochwasserschutz, angewandt, aber

auch bei Projekten des Bundes im Autobahn- und Fernstraßenbau

oder bei der Verlegung neuer Stromtrassen.

Mit Erfolg - immer seltener kommt es seitdem zu unversöhnlichen

Frontstellungen.

Diese neuen Methoden blieben zudem nicht auf die

Landesverwaltung beschränkt. Auch in den Kommunen

schössen Beteiligungsprojekte zu vielen Themen aus dem

Boden, nicht zuletzt getrieben durch mehrere landesweite

Wettbewerbe. Hunderte Verfahren fanden statt, fließende

Übergänge vom Bürgerengagement im Sozialbereich zur

Mitgestaltung des kommunalen Gemeinwesens bildeten

sich heraus. Das Land summt und brummt vor Beteili-

**73**

gung auf immer mehr Themenfeldern, die von der Jugendarbeit

bis zur Gesundheitspolitik und dem Zusammenleben

mit Flüchtlingen reichen.

Baden-Württemberg war schlagartig ein Reallabor

für die Weiterentwicklung von Demokratie geworden.

Im Lauf der Jahre entstand so ein neues umfassendes

Konzept für eine handlungsfähige Demokratie. In enger

Zusammenarbeit mit zahlreichen Wissenschaftlern und

zwei Stiftungen, der Berteismann Stiftung und der Baden-

Württemberg Stiftung, wurde deutlich: Ja, viele

Menschen wünschen sich mehr direkte Demokratie bei

Abstimmungen. Aber es besteht ein ebenso ausgeprägter

Wunsch nach Mitsprache und Mitgestaltung am Gemeinwesen,

auch wenn die Beteiligten dabei letztlich

nicht entscheiden können, was am Ende verwirklicht

wird. Eben diese dialogische Bürgerbeteiligung, oft gerade

von kritischen Bürgern und Initiativen der Alibifunktion

verdächtigt, ist heute eindeutig das wichtigste Instrument

für eine neue Art der Diskussionskultur, für eine

qualitativ neue Beziehung von Bürger, Verwaltung und

Politik. Sie ist das dritte Standbein der Demokratie und

das wirkungsvollste gestaltende Werkzeug für Bürger im

politischen Alltag - denn Volks- oder Bürgerentscheide

bilden stets die Ausnahme, und Wahlen finden nur alle

paar Jahre statt.

**Eine Stufe höher: Partizipative Gesetzgebung**

Bürgerbeteiligung in Baden-Württemberg ist im Übrigen

nicht mehr auf konkrete Einzelvorhaben begrenzt.

Inzwischen entsteht eine partizipative Gesetzgebung.

**74**

Dabei werden einerseits auf dem Beteiligungsportal des

Landes (www.beteiligungsportal-baden-wuerttemberg.de)

alle Gesetzentwürfe den Bürgern per Internet zur Kommentierung

unterbreitet. Das Interesse an solcher Kommentierung

ist meist nicht sehr hoch, allerdings schätzen

die Bürger die dadurch entstandene Transparenz sehr.

Doch die Königsdisziplin solcher Beteiligung ist die

»Konsultation« - die Einbeziehung von Bürgerinnen und

Bürgern schon in die Ideenfmdung für ein geplantes

Gesetz. So wurde zum Beispiel das Klimaschutzkonzept,

das aus mehr als 100 Einzelmaßnahmen besteht, gemeinsam

mit der organisierten Zivilgesellschaft, mit zufällig

ausgewählten Bürgerinnen und mit Experten entwickelt.

Auch das zunächst kontroverse Psychisch-Kranken-

Hilfe-Gesetz wurde auf diesem Wege unerwartet harmonisch

auf den Weg gebracht und verabschiedet.

**Die Grammatik guter Bürgerbeteiligung**

Der Weg zu Wirksamkeit und Augenhöhe führt allerdings

nur über die gut gemachte Bürgerbeteiligung —

sonst kann es in der Tat zu Enttäuschungen kommen.

Wie aber sieht diese Beteiligung aus?

Der Leitfaden der Landesverwaltung setzte Maßstäbe

und führte Methoden ein, die teilweise wegweisend waren.

Neu war die Schaffung eines verbindlichen Handlungsrahmens

für eine Landesverwaltung. Mit dem Leitfaden

war nicht beabsichtigt, in Zukunft alle Bürger dazu

zu bewegen, strittige Projekte voll zu akzeptieren. Jürgen

Habermas hatte mit dem Konzept der Deliberation zwar

genau dies gefordert: Augenhöhe bis zum vollen Konsens.

**75**

In Baden-Württemberg ging es aber zunächst darum, die

»Legitimität durch Verfahren« (wieder) herzustellen - zu

Deutsch: alle Akteure, auch die Kritiker, sollten am Ende

wenn nicht den Inhalt, so zumindest den Entscheidungsweg

bei einem Projekt nachvollziehen und respektieren

können. Das bedeutet zum einen: umfassende Information

— was Behörden oft sehr schwerfällt. Zum anderen und

am wichtigsten: sehr frühe Beteiligung, möglichst bevor

Pläne gezeichnet und genaue Festlegungen, zum Beispiel

über einen Trassenverlauf, getroffen werden. Für gute

Beteiligung braucht es Handlungsspielräume - je größer

diese sind, umso geringer ist das Konfliktpotential. Wenn

es aber keine Handlungsoptionen gibt, ist Beteiligung

sinnlos - dann braucht es stattdessen gute Informationen

und Begründungen.

Entscheidend ist ferner, was mit den Ergebnissen von

Beteiligung geschieht. Es muss für die beteiligten Akteure

zeitnah erkennbar sein, ob ihre Anregungen aufgegriffen

werden. Und wenn das nicht geschieht, haben die

Bürger ein Recht, die Gründe dafür zu erfahren. Bürger

erwarten keineswegs, dass alle ihre Vorschläge realisiert

werden - aber sie erwarten Antworten und solide Begründungen.

Die Rollenverteilung zwischen Beratung durch

die Bürger und Letztentscheidung muss dabei stets völlig

klar sein. Es muss aber auch der klare Wille der Entscheidungsgremien

erkennbar sein, Vorschläge wenn möglich

aufzugreifen und zu verwirklichen.

Keinesfalls dürfen nur organisierte Kritiker oder Befürworter

eingebunden werden. Es wird vielmehr zu

Beginn eine kleine Begleitgruppe potenziell Betroffener

**76**

gebildet — das können neben Meinungsführern auch

Eltern sein, Landfrauen, Jugendliche, Geschäftsleute.

Diese Gruppe legt dann nicht Inhalte fest, sondern plant

gemeinsam, wie das Verfahren aussehen soll — und zwar

über den gesamten Zeitverlaufhinweg. Für Außenstehende

mag das ziemlich technokratisch klingen. Aber: Dass

gemeinsam mit Bürgern und Verwaltung von vornherein

entschieden wird, wann welche Veranstaltungen stattfinden,

welche Informationen wo veröffentlicht und welche

Gutachten angefordert werden - genau dieses Verfahren

schafft Vertrauen bei Bürgern und Öffentlichkeit. Es

bringt aber auch den Behörden Sicherheit. Ein hoher

Beamter in Nordrhein-Westfalen, der nach der Methode

Baden-Württembergs arbeitet, brachte es auf einer Tagung

der von der Berteismann Stiftung geförderten bundesweiten

»Allianz vielfältige Demokratie« im Januar

2018 so auf den Punkt: Genau mit diesem Vorgehen könne

er schneller planen, habe weniger Klagen und größere

Rechtssicherheit. Die üblichen Sorgen vor unnötiger Verzögerung

seien völlig unbegründet, das genaue Gegenteil

sei der Fall. Eine mehrere Kilometer lange neue Autobahnstrecke

hätte er anders kaum verwirklichen können.

Nicht immer wird das Urteil so überschwänglich ausfallen,

doch das neue Instrumentarium erhöht in der Tat

meist die Effizienz für Planer - aber auch für die engagierten

Bürger. Auf diese Art wurde in Baden-Württemberg

2016 der Standort für eine höchst umstrittene neue Justizvollzugsanstalt

in Rottweil gefunden, abgesegnet durch

einen Bürgerentscheid. Bei vielen anderen Projekten konnte

ziemlich geräuschlos geplant und genehmigt werden,

**77**

etwa im Jahre 2017 bei der Stromtrasse Südlink, die in anderen

Bundesländern zu heftigen Konflikten geführt hat.

Die Einbindung von Bürgern kann übrigens auch zu

mehr Eleganz und geringeren Kosten führen - so etwa bei

einem komplexen Fernstraßenprojekt an der Bundesstraße

27 bei Tübingen: Bürger haben mit Erfolg eine

ganz andere Lösung gefunden als die, die zuvor das

Regierungspräsidium entwickelt hatte.

**Mehr Demokratie durch den Zufall**

Ein Vorbehalt gegenüber der Bürgerbeteiligung lautet

häufig, dabei könnten nur die sogenannten Worteliten

ihre Interessen einbringen, und das sei kein legitimierter

Ausdruck von Bürgerinteressen. Das gilt generell für alle

Protestbewegungen — was jedoch nichts daran ändert,

dass sie für eine lebendige Demokratie unverzichtbar sind.

Dennoch stimmt es tatsächlich, dass sich viele Bevölkerungsgruppen,

nicht zuletzt Frauen, für die Bürgerbeteiligung

kaum erwärmen können. Daraufgibt es eine

interessante politische Antwort: Man bildet, wie das in

Baden-Württemberg inzwischen geschieht, Gremien von

zufällig ausgewählten Bürgern. Diese sind dann entsprechend

der Bevölkerung zu gleichen Teilen mit Frauen und

Männern besetzt, aber auch mit Jüngeren und Alteren.

Nicht alle, die angeschrieben werden, kommen tatsächlich.

Aber es bildet sich dennoch eine viel wirklichkeitsnähere

Zusammensetzung heraus als etwa bei Bürgerversammlungen.

Das Land fördert gegenwärtig nach diesem Modell

»Nachbarschaftsgespräche« vor allem in Brennpunktvier-

**78**

teln. Einwohner, auch solche, die keine Stimmbürger

sind, kommen mit konkreten Anliegen hierher. Es wird

dann versucht, rasch Abhilfe zu schaffen, etwa bei unsicheren

Kreuzungen, dunklen Angsträumen oder kaputtem

Spielgerät. Die Gruppe trägt ihre Forderungen selbst

im Gemeinderat vor. Dies ist Ausdruck von Wertschätzung,

von »Responsivität« der Politik, wie sie etwa der

Soziologe Hartmut Rosa fordert. Der Austausch nicht nur

mit der Verwaltung, sondern auch direkt mit den

gewählten Vertretern verstärkt bei den Betroffenen das

Gefühl von Einflussnahme und »Gehört-Werden«, vor

allem, wenn die Verwaltung zeitnah reagiert. Selbstwirksamkeit

wirkt gegen das verbreitete Gefühl von Ohnmacht.

Sie ist sicher kein Allheilmittel gegen die innere

Abwanderung in demokratiefeindliche Milieus, aber sehr

wohl ein mögliches Gegenmittel. Regelmäßig finden sich

in solchen neuen Gruppen auch Personen, die sich längerfristig

engagieren und, ähnlich wie Bürgerinitiativen,

neuen Nachwuchs für Gemeinderäte bilden. Solche zufällig

ausgewählten Gremien sind in den letzten Jahren

auch international verstärkt in den Blick geraten. In

Vorarlberg in Österreich sind sie als Bürgerräte sogar

verfassungsmäßig verankert. In Irland gibt es die *ätizens*

*assembly,* die jeweils zu einer Fragestellung für ein Jahr

zufällig ausgewählt wird und die sich mit Fragen der Verfassung

befasst.

Der Landtag von Baden-Württemberg beschloss im

Herbst 2017 zum höchst umstrittenen Thema der Abgeordnetenversorgung

im Alter nicht nur eine Expertenkommission,

sondern auch die Schaffung eines Bürger-

**79**

Forums mit 25 zufällig ausgewählten Mitgliedern. Diese

haben nach umfangreichen Kontakten mit Abgeordneten

und Experten mehrere Versorgungsmodelle vorgeschlagen,

welche nun mit in die Entscheidung des Parlaments

einfließen.

Noch vor wenigen Jahren war der Gedanke, zufällig

ausgewählte Personen könnten sinnvolle Vorschläge unterbreiten,

eher exotisch. Man befürchtete, damit würde

die Autorität von gewählten Parlamentsabgeordneten untergraben.

Der belgische Autor David von Reybrouck hat

indes in seinem Buch »Gegen Wahlen: Warum Abstimmen

nicht demokratisch ist« sogar die Abschaffung von

Wahlen gefordert. Man solle stattdessen die Mitglieder

der Regierung jeweils für nur eine Legislaturperiode auslosen.

Das stößt bei vielen Intellektuellen auf Sympathie,

beruft sich der Autor doch auf die athenische Demokratie.

Unser Ansinnen ist das aber keineswegs. Es geht uns

um eine Ergänzung der parlamentarischen Entscheidungsfindung

durch Ansichten von Bürgerinnen und

Bürgern, die sich zuvor gründlich informiert und ausgiebig

debattiert haben.

Inzwischen stößt dieser Gedanke auf breite Zustimmung.

Denn seit der Wiederauferstehung des Nichtwählers

als rechter Protestwähler ist die Bereitschaft von Politikern

aller Parteien drastisch gewachsen, »Normalbürgern« auch außerhalb von Wahlen ernsthaft zuzuhören.

Wer wiedergewählt werden möchte, tut gut daran, sich

sehr konkret auch mit Meinungen jenseits seines

eigenen Milieus zu befassen. Doch für fundierte sachliche

Gespräche fehlen einfach die Gelegenheiten. In der

**80**

Bevölkerung gibt es aber trotz aller Polarisierung eine gewisse

Sehnsucht nach dem respektvollen Dialog und dem

Austausch echter Informationen. Man muss nur einen

Rahmen dafür schaffen -jenseits von Parteiversammlung

und offener Bürgerversammlung.

**Die Neuentdeckung der gewählten Organe**

Lange waren Bürgerbeteiligungsverfahren vornehmlich

Projekte der Verwaltung. Die gewählten Räte blieben dagegen

weitgehend am Rande und fühlten sich oft auch so.

Dabei sind sie es, die letztlich über die Verwirklichung

oder Ablehnung von Bürgerwünschen entscheiden. Im

Rahmen der vielfältigen Demokratie wird nun gerade die

notwendige Verknüpfung der Beteiligungsformate mit

der repräsentativen Politik neu entdeckt. Immer öfter

werden Beteiligungsverfahren direkt vom Gemeinderat in

Auftrag gegeben. Viele Gemeinderäte haben Leitlinien

verabschiedet, die die Aufgaben und Rollen bei der Beteiligung

klären. Hier spielt etwa Heidelberg seit langem

eine führende Rolle. Andernorts gibt es oft noch ein Nebeneinander

von Beteiligung, Verwaltung und Politik.

Doch bei der Ertüchtigung der Demokratie geht es eben

nicht nur um das *empowerment* von Bürgerinnen und

Bürgern, sondern auch darum, dass die Bürger die Aufgaben

der Abgeordneten besser verstehen. Wie auch umgekehrt.

Dafür ist Begegnung nötig.

**Die direkte Demokratie als Notbremse?**

Die große Mehrheit der Bürger in Deutschland befürwortet

heute eine Ausweitung der direkten Demokratie.

**8l**

Das große Problem der direkten Demokratie besteht aber

darin, dass hier komplexe Fragen auf die Alternative Ja

oder Nein reduziert werden und dass gerade in Fragen von

Ausländerpolitik und nationaler Souveränität Populisten

solche Themen oft kapern - wie es ja in der Schweiz, Ungarn

oder Großbritannien zu beobachten ist. Je höher die

politische Ebene, desto größer wird diese Gefahr.

Dennoch sind direktdemokratische Abstimmungen

ein wichtiges Instrument, um Bürgerforderungen tatsächlich

durchzusetzen. Sie können Politik und Verwaltungen

zwingen, Planungen zu revidieren oder aufzugeben.

In Berlin und Hamburg, aber auch in Bayern

(Olympia) hat sich das Instrument schon öfter als scharfes

Schwert erwiesen. In Baden-Württemberg hat der

Landtag 2015 die Hürden für Volksabstimmungen und

Bürgerentscheide auf lokaler Ebene deutlich gesenkt,

und zwar auf ein Abstimmungsquorum von nunmehr 20

Prozent. Dass dabei auch die Bauleitplanung in den

Kommunen teilweise für Bürgerentscheide geöffnet

wurde, kritisieren viele Oberbürgermeister und Bürgermeister

heftig. Denn sie befürchten, dass dadurch aus

ihrer Sicht notwendige Projekte verhindert werden. Die

Logik der direkten Demokratie ist in der Tat eine völlig

andere als bei der »Politik des Gehört-Werdens«. Bei der

Beteiligung entscheidet zwar letztlich die Politik. Es

zählt jedoch das fachlich-sachliche Argument, das auch

zu Kompromissen führen kann. Bei der Abstimmung

dagegen gilt erbarmungslos und bisweilen tatsächlich

ohne Rücksicht auf Fakten die Mehrheit — was die Verlierer

oft verbittert zurücklässt.

In sehr vielen Fällen müsste es freilich gar nicht erst zu

Abstimmungen kommen, wenn Politik und Verwaltung

nur fähig wären, Kritikern aufmerksam zuzuhören, Alternativen

ernsthaft zu prüfen und Pläne zu ändern, sofern

die Sachargumente dafür stichhaltig sind. Mit dieser

Methode hätte sich zum Beispiel das Debakel um Stuttgart

2i wahrscheinlich verhindern lassen.

Immer öfter entwickeln sich inzwischen auch hybride

Formen: Zunächst eine intensive Beteiligung, die dann in

einen Bürgerentscheid mündet. Das lässt sich auch mit

neuen digitalen Verfahren verknüpfen. So führt gerade

Boris Palmer, der quirlige Oberbürgermeister von Tübingen,

gemeinsam mit dem Gemeinderat der Stadt eine App

ein, die Abstimmungen zu strittigen Themen ermöglicht.

Vorher wird umfangreich informiert und diskutiert. Mit

dieser App sollen gerade auch junge Menschen und

Migranten erreicht werden. Ein lohnender Versuch.

**Auf in die Zukunft...**

Abstimmungen und Proteste sind (fast) immer rückwärtsgewandt

- sie verteidigen einen Zustand gegen Neuerungen.

Das mag angemessen sein oder nicht. Es ist aber

ganz klar, dass Kommunen, Regionen und Staaten vor

allem die Zukunft gestalten müssen: Verkehrswende,

industrielle Transformation, Migration, Europa. Es geht

also darum, die Menschen zurückzuholen in die Zukunft,

und zwar durch Beteiligung an grundsätzlichen, vorwärts

gerichteten Fragen. Deswegen wird die Landesregierung

2018 einen großen Europadialog auch mit Zufallsbürgern

führen, sowie einen großen zivilgesellschaftlichen Dialog

**83**

zur Zukunft von Verkehr und Mobilität anstoßen, in

Ergänzung zu Expertenforen. Ziel sind konkrete Handlungsperspektiven.

Es geht darum, die Menschen zu

gestaltenden Teilhabern und Teilnehmern dieser Transformationen

zu machen. Mit einer solchen neuen demokratischen

Vielfalt hat unser offenes Wirtschafts- und

Demokratiemodell vielleicht tatsächlich eine Chance gegenüber

den neuen autoritären Versuchungen weltweit.

Winfried Kretschmann hält mit seiner ganzen Landesregierung

unbeirrt am Kurs der »Politik des Gehört-Werdens« und der Fortentwicklung der Demokratie

fest. Das geht nicht ohne Rückschläge ab. 2013 etwa haben

sich die rund um den geplanten Nationalpark im

Schwarzwald gelegenen Dörfer trotz intensiver Bürgerbeteiligung

in einer »wilden« Abstimmung mit mehr als

70 Prozent gegen das Projekt gestellt. Der Weg der

Demokratie ist nun einmal kein geradliniger.

Es wäre zu wünschen, dass es in Zukunft überall in

Europa nationale Konvente zur Zukunft Europas gibt,

wie es Frankreichs Staatspräsident Emmanuel Macron

angeregt hat. Baden-Württemberg hat in immerhin zwei

Koalitionen diese Ideen in Deutschland und Europa spürbar

mit vorangebracht.

**Literatur**

Allianz vielfältige Demokratie, Mitreden, mitgestalten,

mitentscheiden. Fünf Impulse zur Erneuerung

demokratischer Beteiligung, Cütersloh 2017

Baden-Württemberg Stiftung (Hg.), Demokratie-

Monitoring Baden-Württemberg 2013/2014. Studien

zu Demokratie und Partizipation, Wiesbaden 2015

Beteiligungsportal Baden-Württemberg (kein Datum).

Vonhttp://beteiligungsportal.baden-wuerttemberg.

de/ abgerufen

Peter Dienel, Die Planungszelle: Der Bürger als Chance,

Heidelberg 2002

Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.), Experiment Bürgerbeteiligung.

Das Beispiel Baden-Württemberg

(Schriften zur Demokratie, Bd. 32), Berlin 2013

Patrizia Nanz und Claus Leggewie, Die Konsultative:

Mehr Demokratie durch Bürgerbeteiligung,

Berlin 2016

Hartmut Rosa, Resonanz. Eine Soziologie der

Weltbeziehung, Berlin 2016

David Van Reybrouck, Gegen Wahlen: Warum

Abstimmen nicht demokratisch ist, Cöttingen 2016

Robert Vehrkamp und Christina Tillmann, Vielfältige

Demokratie. Kernergebnisse der Studie »Partizipation

im Wandel - Unsere Demokratie zwischen Wählen,

Mitmachen und Entscheiden«, Gütersloh 2014

**Vom Raum der Freiheit**

**in der Republik**

Hannah Arendts Plädoyer

für die Räte

von Willfried **Maier**

Von Hannah Arendt gibt es das bekannte Wort: »Der

Sinn von Politik ist Freiheit.« - Dieser schlichte Satz steht

konträr zu den meisten aktuellen Vorstellungen darüber,

was Politik zu sein habe. Er lautet ja nicht: Politik ist Ausübung

von Herrschaft zur Durchsetzung von sozialer

Gerechtigkeit, was die sozialdemokratische Lieblingsvorstellung

ist. Aber auch nicht: zur Organisation von wirtschaftlichem

Wachstum und Wohlstand, eine Idee, die

eher von Liberalen und Konservativen vertreten wird.

Und er meint auch nicht, dass sie in erster Linie eine Veranstaltung

zur Durchsetzung von Nachhaltigkeit sei, wie

es der grünen Gedankenwelt entsprechen würde.

Der Satz lautet auch nicht: Das *Ziel von* Politik sei *Freiheit.*

Die Rede ist vom *Sinn* der Politik. Stünde da Ziel, so

könnte man darunter verstehen, Politik habe vor allem die

Aufgabe, individuelle Freiheiten zu garantieren, die dann

auch ganz unpolitisch, etwa beim Reisen, beim Einkaufen,

bei Vertragsschlüssen etc. wahrgenommen werden können.

Wenn vom *Sinn* der Politik die Rede ist, dann ist gemeint,

dass dieser Sinn nicht jenseits des Aktes des politischen

Handelns liegt, sondern dass er im Handeln selbst

86

hervortritt. Der Vollzug von Politik, von »acting in concert

« mit anderen ist Freiheit. Freiheit liegt nicht jenseits

der Politik, sondern ereignet sich im gemeinsamen Handeln

von Menschen, »die sich selbst regieren und dabei

dem Einzelnen das Wort erteilen«.

Michael Sandel bringt diese Erfahrung des gemeinsamen

Handelns in Zusammenhang mit der Frage, unter

welchen Bedingungen Menschen ein gutes Leben führen

können, indem er argumentiert: Ohne Ausbildung staatsbürgerlicher

Tugenden geht das nicht.

Hannah Arendt sieht das ähnlich, wenn sie betont,

dass ohne die Erfahrung des freien Handelns so etwas wie

»öffentliches Glück« nicht möglich sei. Sie argumentiert

aber noch weiter. Wenn sie sagt: »Das Politische ist der

Ort der Freiheit«, dann meint sie zugleich: Wo Menschen

diese Freiheit des gemeinsamen Handelns nicht erfahren,

wo sie also nicht die Erfahrung ihrer gemeinsamen Macht

gewinnen können, wo sie an Praxisentzug leiden, da besteht

die Gefahr von sozialen Pathologien.

Als zentrale Pathologie der Moderne diagnostiziert sie

die Weltlosigkeit, worunter sie versteht, dass die Einzelnen

auf sich zurückgeworfen sind, in ihrer privaten Nische

leben, keinen Gemeinsinn und keine Urteilsfähigkeit

ausbilden können, weil ihnen der Verkehr mit anderen in

der öffentlichen Welt fehlt. Weltlosigkeit ist für Arendt

die Grundlage, auf der sich auch unter demokratischen

Bedingungen eine Vielzahl von politischen Übeln entwickeln

können: die Macht von Ideologien, die Neigung,

Lügen und Gerüchten Glauben zu schenken, Fanatismus

und Massenhysterie.

**87**

Bis hierher wird Hannah Arendts politisches Denken

gerne referiert und auch von Vielen geteilt. Den nächsten

Schritt aber vollzieht die Arendt-Gemeinde in Politikwissenschaften

und Politik nicht mehr mit. Wenn das

Politische der Ort der Freiheit ist: Wo findet sich in unseren

parlamentarischen Demokratien denn dieser Ort? -

Arendt sagt: Nirgends! Oder genauer gesagt: Es gibt ihn

nur für die Mandatsträger in den Parlamenten sowie den

Stadt- und Gemeinderäten. Also, wie Dolf Sternberger

meinte, für die politische Aristokratie in den demokratischen

Republiken, was ja immerhin noch »die Herrschaft

der Besten« meinte.

Arendt geht noch einen Schritt weiter und spricht von

ihnen als der jeweils »regierenden Oligarchie« (Über die

Revolution, S. 305). Also nur noch die Herrschaft der

Wenigen und keineswegs mehr unbedingt der Besten. -

Darin schwingt eine Kritik mit, wie sie aktuell die Polemik

der Populisten gegen die politische Klasse bestimmt,

wenn sie in Frage stellen, dass die gewählten Repräsentanten

die Interessen und Meinungen des Volkes wirklich

vertreten.

Arendt beschreibt die möglichen Reaktionsweisen auf

diese Bildung einer Wahlaristokratie bzw. -Oligarchie unter

Bezugnahme auf Thomas Jefferson: »Er erkannte die

Gefahr, die darin lag, dass die Verfassung einerseits alle

Macht dem Volk gegeben hatte, ohne doch die Möglichkeit

zu bestimmen, in deren Rahmen dieses Volk nun

auch sich als Bürger und Bürger einer Republik betätigen

und bewähren konnte. Dies konnte nur darauf hinauslaufen,

einem Volk von Privatleuten alle Macht auszuliefern,

da sie ja als Bürger kaum eine Funktion hatten.« (S. 324)

- »Die Folge dieses unlöslichen Dilemmas ist, dass das

Volk verdammt ist, entweder >in Lethargie zu versinken,

welcher der Tod öffentlicher Freiheit auf dem Fuß folgt<

oder >den Geist des Widerstands< gegen jede von ihnen

gewählte Staatsmacht zu bewahren.« (S. 305)

Orte der öffentlichen Freiheit, zu denen jede Bürgerin

und jeder Bürger im Sinne einer Teilhabe an der Selbstregierung

Zutritt hat, sind auch in unseren parlamentarischen

Republiken nicht vorgesehen und nicht verfasst.

Das hält Arendt für einen entscheidenden Mangel. Und

dieser Mangel ist allein durch Presse-, Meinungs- und

Versammlungsfreiheit nicht zu beheben, so wichtig diese

Rechte sind. Diese Beteiligungsformen erlauben den freien

Ausdruck politischer Meinungen. Sie vermitteln aber

nicht die Verantwortung, die im gemeinsamen Handeln

für öffentliche Angelegenheiten erfahren wird. Damit

fehlt für die Vielen die Möglichkeit, »sich in Tugend zu

üben« (Jefferson), d.h. Urteilskraft, Gemeinsinn und Mut

zu entwickeln. Es fehlt ihnen die Möglichkeit sich tatsächlich

zu Bürgerinnen und Bürgern auszubilden.

Deswegen mahnt Arendt, dass man über die relative

Wertschätzung des Rechtstaates gegenüber der Zwangsherrschaft

die politische Freiheit nicht vergisst, also »die

Vorbedingungen des Politischen (nicht) mit der substantiellen

politischen Freiheit gleichsetzt. Solche Freiheit ist

nie verwirklicht, wenn das Recht auf aktive Teilhabe an

den öffentlichen Angelegenheiten den Bürgern nicht

garantiert ist« (Über die Revolution, S. 287).

**88**

Vor diesem Hintergrund erklärt sich ihre Sympathie

für die Räte bzw. für lokale Versammlungsdemokratien,

die in vielen Revolutionen gebildet worden sind — nicht als

Instrumente der sozialen Umwälzung, sondern als Orte

freien politischen Handelns zur Gestaltung des gemeinsamen

Lebens: »Wenn der Endzweck der Revolution die

*constitutio libertatis* ist, die Errichtung der Freiheit bzw.

die Konstituierung eines öffentlichen Raumes, in dem sie

in Erscheinung treten kann, dann sind diese Elementarrepubliken

oder Räte, in deren Rahmen jedermann von

seiner Freiheit Gebrauch machen kann und also in einem

positiven Sinne frei ist, im Grunde der große Endzweck

der Republik selbst.« (S. 326)

An dieser Stelle spätestens winken die liberalen oder

konservativen Gestalter oder Kommentatoren des aktuellen

politischen Lebens müde ab. Angesichts der ungeheuer

gewachsenen Komplexität der modernen Gesellschaften,

der weltweit eng vernetzten Kooperationsbeziehungen,

eines globalen Finanzsystems, aber auch der

nationalen, übernationalen und internationalen Versuche,

politisch auf dieses Geschehen Einfluss zu nehmen, sei

die Vorstellung einer auf lokalen Versammlungen fußenden

Republik nur noch naiv, auf eine vielleicht sympathische

Weise hinterwäldlerisch.

Und richtig ist ja, dass ohne Marktvernetzung diese

weltweiten Kooperationsbeziehungen nicht möglich wären,

und ohne Bürokratie, also ohne die von Arendt

gehasste »Büroherrschaft« die Marktbeziehungen nicht

gestaltet werden können, weder wirtschaftlich, noch

sozial, noch ökologisch.

Es entwickelt sich eine eigenartige Ambivalenz im

modernen Lebensgefühl:

Einerseits erleben wir uns als frei. Wir dürfen aus einer

ungeheuren Vielfalt von Möglichkeiten und Gegenständen

unseren Lebensstil wählen und nehmen diese Gelegenheiten

gerne wahr. Gleichzeitig aber wächst das Gefühl

der Machtlosigkeit, die Vorstellung von anonymen

und undurchsichtigen Mächten gelenkt zu werden. Verschwörungstheorien

schießen ins Kraut, wo die Erfahrung

der Gestaltbarkeit des Gemeinsamen schwindet.

Die Republik, in der wir gemeinsam leben, funktioniert

auch ohne die von Arendt geforderten »öffentlichen

Räume« leidlich. Allerdings häufen sich Probleme. Parteien

und Mandatsträger klagen über Mitgliederverluste

und Autoritätsverfall. Und es bleibt nicht bei einem passiven

Prozess des Abbröckeins. Populistisches Aufbegehren

gegen die Eliten erschüttert selbst alte Republiken wie

die USA und spült Leute in höchste Ämter, bei denen

nicht einmal die ferne Vermutung aufkommt, es könne

sich um einen der »Besten« handeln. In Europa bringen

sie den Versuch in Gefahr, über den Einzelstaaten eine

Bürger- und Staatenunion zu errichten.

Beruhigungsversuche aus Regierungen und Parlamenten

ä la »mit den Leuten reden« helfen da nicht viel, werden

vielmehr gerne mal zusammengebrüllt. Und das ist

noch nicht mal unverständlich.

Zwei Wege werden aktuell vor allem diskutiert, um

mit diesem Problem umzugehen:

Zum Einen: *Mehr direkte Demokratie durch Volksbegehren*

*und Volksentscheide. -* Das Mittel ist sehr zweifel-

**90 91**

haft. Plebiszite - zumal wenn sie schnell angesetzt werden

können — sind vor allem ein Instrument für Demagogen,

die Protest einsammeln wollen, ohne Lösungen anzubieten.

Die britische Brexit-Entscheidung ist dafür ein

Exempel.

Zudem ist die Verurteilung zur Passivität nach der Abstimmung

noch stärker als nach einer Wahl, bei der zumindest

eine nächste Gelegenheit besteht, eine Regierung

zu wählen und zu kontrollieren. - Lokale Volksentscheide

hingegen sind von kleinen Aktivisten- und Interessengruppen

leicht instrumentalisierbar.

Direkte Demokratie kann nur dort mehr öffentliche

Freiheit bedeuten, wo wie in der Schweiz durch eine lange

Kultur dieses Instruments die Beratungsphasen vor der

jeweiligen Entscheidung im Zentrum stehen und die Entscheider

vor Augen haben, dass sie auch die Konsequenzen

aus ihrer Entscheidung zu tragen haben.

Zweitens dann: *Mehr Partizipation durch Bürgerinitiativen,*

*Verbände, Aktivistenorganisationen wie Greenpeace,*

*Transparency etc.* - Pierre Rosanvallon nennt sie den

Kontinent der »Gegen-Demokratie«. In ihnen äußert sich

ein lebhaftes, häufig auch anhaltendes Interesse an öffentlicher

Tätigkeit und Beteiligung. Rosanvallon schätzt,

dass in den westeuropäischen Ländern etwa so viele Menschen

regelmäßig »gegendemokratisch« unterwegs sind

wie es Mandatsträger gibt. Und er schätzt diese Aktivitäten

und Organisationen als ein unverzichtbares Element

moderner demokratischer Gesellschaften, denen es immer

wieder gelingt, die Legitimation staatlicher Entscheidungen

und Entscheidungsträger in Frage zu stellen.

**92**

Trotzdem nennt er sie in einem spezifischen Sinne

»unpolitisch«, weil sie sich im Wesentlichen als Kontrollund

Verhinderungsinitiativen sehen mit einer Vorliebe

zum negativen öffentlichen Urteil. »Die Kontrolldynamik

verdrängt faktisch die Aussicht auf eine Aneignung der

Macht. Der Bürger verwandelt sich in einen immer

anspruchsvolleren Politikkonsumenten, der sich stillschweigend

von seiner Verantwortung als Mitproduzent

der gemeinsamen Welt verabschiedet.« Das sei zwar kein

Rückzug ins private Leben, sondern in die Rolle des politischen

Aktivisten. Aber dieser Aktivismus werde gegen

seinen Willen zu einer »Quelle der aktuellen Demokratieverdrossenheit.

Enttäuschung ist eine nahezu unvermeidliche

Konsequenz einer misstrauischen Bürgerschaft.«

(Rosanvallon: Die Gegen-Demokratie, S. *zyof.)*

Die Initiativen und Verbände der »Gegen-Demokratie

« verstehen sich nicht als Bestandteile der Macht, zumeist

auch nicht als Gegenmacht. Radikal sein bedeutet

für sie, »als Stimme der Moral« aufzutreten, »die sich der

unerbittlichen Kritik an den Mächtigen der Welt verschrieben

hat«. Rosanvallon spricht deshalb von unpolitischer

Demokratie: »Denn das große Problem von heute

besteht darin, dass die Demokratie zwar erstarkt, aber in

einer vornehmlich indirekten Form, während das Politische

im eigentlichen Sinne verfällt.« (S. *232)*

Wollte man öffentliche Räume des freien Handelns

schaffen und damit die Machtbasis der Republik in ihren

aktivitätsbereiten Bürgerinnen und Bürgern erweitern, so

müsste man wohl auf die Kommunen schauen. Diese sind

in Deutschland heute weniger Selbstverwaltungseinhei-

**93**

ten von unten, als von oben vorgeschriebene, finanzierte

und kontrollierte Verwaltungsorgane unter lokaler parlamentarischer

Kontrolle. Freien politischen Raum bieten

auch sie nur den Mandatsträgern. Wollte man Räume

schaffen, zu denen jede Bürgerin und jeder Bürger Zugang

hat, dann wäre die Lösung nur unterhalb dieser

Ebene, etwa im Stadtviertel zu suchen. Da würden zwar

die unmittelbaren Handlungsfelder eher eng ausfallen,

aber es würde über das ganze Land eine verfasste Bürgerschaft

entstehen mit Initiativfähigkeit. Oder wie Josiah

Ober schreibt: »Um eine Demokratie im ursprünglichen

oder grundlegenden Sinn (...) zu sein, muss eine rechtmäßige

Demokratie die Fähigkeit der Menschen, direkt zu

regieren, erhalten.« (Demopolis, S. 210)

Von Dieter HofFman-Axthelm gibt es den Versuch,

solche lokalen Einheiten zu beschreiben mitsamt ihrer

Finanzierung und möglichen Kompetenzen. Seine Überlegungen

zur »Lokaldemokratie« sind sehr verdienstvolle

Arbeiten, ihr hermetischer und ungelenker Charakter

bezeugt aber unfreiwillig, dass eine solche Ebene des republikanischen

Lebens nicht »kalt« eingeführt werden

kann.

Wenn Hannah Arendt sie beschreibt, dann bezieht sie

sich auf historische Erfahrungen in der amerikanischen

und in einigen europäischen Revolutionen. Sie beschreibt

also politische Formen, die von Volksbewegungen entweder

bei der Kolonisierung eines Landes oder im Widerstand

gegen Unterdrückung hervorgebracht wurden und

die sich als lokale Machtgebilde rasch über das ganze

Land ausbreiteten, bevor sie von revolutionär sich geben-

**94**

den Parteien gezielt zerstört wurden. Von einer solchen

Situation, von einer »Revolution« im Arendtschen Sinne,

kann heute keine Rede sein.

Es ist auch kein Handeln heute vorstellbar oder

wünschbar, das eine solche Situation herbeiführte. Aber

es ist sinnvoll auf eine Leerstelle und auf einen Mangel

in der Republik hinzuweisen, um eine Ahnung von

der Richtung zu haben, in der man in einer Krise gehen

müsste.

Aktuell bleibt: Die Partizipationsmöglichkeiten für

Bürgerinnen und Bürger zu erweitern, vor allem dort, wo

es um die Gestaltung ihres Lebensumfeldes, ihrer kleinen

Kommunalität geht.

Daneben ist es sinnvoll, Gelegenheiten zu eröffnen für

auf das Gemeinwesen bezogene Tätigkeiten im Lebenslauf

eines jeden Menschen, z.B. durch verpflichtende soziale

Dienste, etwa ein »republikanisches Jahr« für alle

jungen Leute nach Abschluss der Schule. Das böte nicht

nur ein Feld, um Bürgertugenden einzuüben und dem

Gedanken der bürgerlichen Gleichheit einen Erfahrungshintergrund

zu geben. Wenn man eine solche Verpflichtung

auch auf junge Zuwanderer ausdehnen würde, hätte

man zugleich ein Werkzeug der Integration, das nach beiden

Seiten wirken könnte: auf die jungen Zuwanderer, die

sich sofort an der Entwicklung des Landes beteiligen

könnten, in dem sie zu leben und mitzuwirken wünschen.

Aber auch auf die Einheimischen, mit denen die Zuwanderer

Hand in Hand tätig würden.

**Wahrheit und Lüge in der Politik**

Was George Orwell und Hannah

Arendt uns heute zu sagen haben

**von Ralf** Fücks

Everyone is entitled to bis own opinion,

but not bis own facts.

Daniel Patrick Moyniban,

ehemaliger US-Senator

Wie alle Kinder ihrer Zeit neigen auch wir zu der Illusion,

dass wir es heute mit ganz neuen Phänomenen zu tun

haben. Das gilt auch für die aktuelle Debatte um »Fake

News« und »alternative Fakten«, also um die systematische

Verwischung von Wahrheit und Lüge, Fakten und

Propaganda in der politischen Arena. Sie ist brandgefährlich,

aber nicht brandneu. Drei Jahre nach dem Ende des

2. Weltkriegs — der Nationalsozialismus war besiegt, der

Stalinismus noch in voller Blüte - veröffentlichte George

Orwell seinen Roman »1984«. Darin entwirft er das Bild

einer totalen Gedankenkontrolle durch ein Regime, in

dem sich Charakterzüge des deutschen Faschismus und

der Sowjetunion mischen. Ein allgegenwärtiges »Wahrheitsministerium

« kontrolliert alle Nachrichten über

aktuelle Ereignisse. Auch die Vergangenheit wird nach

Belieben umgeschrieben. Realität und Fiktion sind nicht

mehr zu unterscheiden: »Wahrheit ist Lüge, Frieden ist

Krieg«.

Flankiert wird die Manipulation der Tatsachen durch

eine totale Überwachung der Privatsphäre. Niemand kann

sich den Augen und Ohren des »Großen Bruders« entziehen.

Das erinnert gespenstisch an die Möglichkeiten,

aus unseren Datenspuren im Internet ein umfassendes

Persönlichkeitsprofil zu erstellen. Am Ende kennen uns

Google und Facebook besser als wir selbst. Wir kollaborieren

ganz freiwillig mit ihnen, weil wir ihre Dienste

schätzen. Für autoritäre Regimes eröffnet die Auswertung

unserer digitalen Daten allerdings Möglichkeiten der

Herrschaftssicherung, von denen Orwells »Großer Bruder

« nur träumen konnte.

15 Jahre später veröffentlichte Hannah Arendt ihren

Essay über »Wahrheit in der Politik« - ein Thema, das sie

auch in den folgenden Jahren noch umtreibt. Der Text ist

verblüffend aktuell. Die Lüge war schon jeher ein probates

Mittel der politischen Auseinandersetzung, aber die

»organisierte Manipulation von Tatbeständen« mit den

Mitteln der Massenkommunikation ordnet Arendt der

Moderne zu. Sie kennzeichnet totalitäre Herrschaftsformen,

sickert aber auch in demokratisch verfasste Systeme

ein.

**Vernunftwahrheit und Tatsachenwahrheiten**

Bevor wir dieser Frage weiter nachgehen, sollten wir uns

kurz Rechenschaft ablegen, wovon die Rede ist, wenn wir

von Wahrheit und Lüge in der Politik sprechen. Arendt

unterscheidet zwischen »mathematischen, wissenschaftlichen

und philosophischen Wahrheiten«, die zur Kategorie

der »Vernunftwahrheit« gehören, und »Tatsachenwahrhei-

**97**

ten« als Ausgangspunkt politischer Meinungsbildung.

»Wenn politische Macht sich an Vernunftwahrheiten vergreift,

so übertritt sie gleichsam das ihr zugehörige Gebiet,

während jeder Angriff auf Tatsachenwahrheiten

innerhalb des politischen Bereichs selbst stattfindet. (...)

Innerhalb des Bereichs menschlicher Angelegenheiten

(legt) jeder Anspruch auf absolute Wahrheit, die von den

Meinungen der Menschen unabhängig zu sein vorgibt,

die Axt an die Wurzeln aller Politik und der Legitimität

aller Staatsformen.«

Man kann das als Absage an jede Form des Fundamentalismus

lesen, bei dem die Politik als Vollstrecker

absoluter Wahrheiten auftritt, seien sie religiöser, wissenschaftlicher

oder weltanschaulicher Provenienz. Das

bedeutet keineswegs, dass der Unterschied von Wahrheit

und Lüge im Bereich des Politischen irrelevant wäre. In

der politischen Auseinandersetzung geht es um begründete

Meinungen. Meinungen sind allerdings keine bloßen

Glaubensfragen - sie beruhen auf der unterschiedlichen

Bewertung tatsächlicher Ereignisse und Sachverhalte.

Den Unterschied zwischen Tatsachen und Meinungen zu

verwischen hält Arendt für »nicht weniger schockierend

als die Resistenz der Menschen gegen die Wahrheit überhaupt

«.

Wer Tatsachenwahrheiten zum bloßen Material im

Meinungskampf degradiert, stellt die Wirklichkeit selbst

in Frage. »Fake News« erzeugen eine fiktive Parallelwelt.

Für Hannah Arendt ist das ein politisches Problem allererster

Ordnung: »Meinungsfreiheit ist eine Farce, wenn

die Information über die Tatsachen nicht garantiert ist.«

**98**

Wer die Fakten manipuliert, greift die Demokratie an.

»Das sicherste Ergebnis der sogenannten Gehirnwäsche

ist nicht eine veränderte Gesinnung, sondern jener Zynismus,

der sich weigert, irgend etwas als wahr zu erkennen.«

In der profanen Variante heißt das: »Man kann sowieso

niemandem mehr trauen.«

Verdrehung von Tatsachen, raffinierte Halbwahrheiten

und plumpe Lügen sind kein Privileg autoritärer

Regimes. Das Unwort »alternative Fakten« wurde von

Kellyanne Conway, einer Beraterin von Präsident Trump,

in die Welt gesetzt. Noch nie hat ein amerikanischer

Präsident in so kurzer Zeit so viele falsche Behauptungen

verkündet, begleitet von Angriffen auf unabhängige

Medien und Diffamierung seiner Kritiker. In den sozialen

Medien fällt das auf fruchtbaren Boden. Dort kursieren

die absonderlichsten Verschwörungstheorien. Sie finden

ein Massenpublikum, das alles für bare Münze nimmt,

was das eigene Weltbild bestärkt und alles ablehnt, was

ihm widerspricht.

**InfoTTnatiomkrieg**

Donald Trump und seine Spin-Doktoren haben die Verwischung

von Wahrheit und Lüge nicht erfunden. Sie

sind in dieser Hinsicht nur gelehrige Schüler. Die aktuelle

Meisterklasse politischer Desinformation sitzt nicht im

Weißen Haus, sondern im Kreml. Die russische Machtelite

hat in den letzten Jahren die Kunst der alternativen

Fakten perfektioniert. Eine eindrucksvolle Probe dieser

Kunst gab es im Sommer 2014, als eine malaysische Passagiermaschine

über dem Gebiet der »Volksrepublik Don-

**99**

bas« in der Ukraine abgeschossen wurde und 298 Menschen

ihr Leben verloren. Wie auf Kommando wurden

von russischen Medien die unterschiedlichsten Theorien

in die Welt gesetzt, begleitet von einer aggressiven Kampagne

in den sozialen Medien. In der einen Version wurde

die Maschine durch ukrainische Artillerie abgeschossen,

in einer anderen waren es ukrainische Jagdflieger (eine

entsprechende Fotomontage wurde im russischen Fernsehen

gezeigt). Einer dritten Variante zufolge waren

US-Kampfflugzeuge im Spiel; das Ganze sei ein gezieltes

Komplott, um einen Kriegsvorwand gegen Russland zu

fingieren. Dass sich diese Versionen widersprechen, spielt

keine Rolle. Es geht nicht um Aufklärung, sondern um

systematische Verwirrung. Am Ende ist jede Version beliebig,

jedes unabhängige Untersuchungsergebnis steht

unter dem Verdacht der Manipulation, alle Indizien, die

auf eine russische Flugabwehr-Rakete hindeuten, werden

als antirussische Kampagne abgetan.

Auch bei der Annexion der Krim und der verdeckten

Intervention in der Ostukraine schuf die russische Propaganda

eine parallele Scheinwirklichkeit, in der die Tatsachen

auf den Kopf gestellt wurden. Der gewaltsame

Handstreich auf der Krim wurde als »brüderliche Hilfe«

für die von »ukrainischen Faschisten« bedrohten russischen

Landsleute inszeniert, die bewaffnete Intervention

im Donbas als ukrainischer Bürgerkrieg. Die Bewegung

für Unabhängigkeit und Demokratie, die von weiten Teilen

der ukrainischen Gesellschaft getragen wurde, bekam

das Brandmal eines »faschistischen Putschs« aufgedrückt.

Der Krieg mit Panzern und Artillerie wurde durch eine

ausgeklügelte psychologische Kriegführung flankiert, die

auch in Westeuropa auf fruchtbaren Boden fiel.

Hannah Arendt zitiert ein Bonmot des französischen

Staatsmanns Clemenceau, der Ende der zwanziger Jahre

gefragt wurde, was künftige Historiker wohl über die

strittige Kriegsschuldfrage denken werden. »Das weiß ich

nicht«, soll Clemenceau geantwortet haben, »aber eine

Sache ist sicher, sie werden nicht sagen: Belgien fiel in

Deutschland ein.« Es wäre schon ein Fortschritt, wenn

wir uns in der aktuellen Debatte darauf verständigen können,

dass nicht die Ukraine Russland attackierte, sondern

umgekehrt.

In der Wissenschaft ist der Gegensatz zur Wahrheit

der Irrtum, in der Politik ist es die Lüge, also ein bewusster

Akt der Unwahrheit. Was passiert mit uns, wenn wir

nicht mehr wagen, die Dinge beim Namen zu nennen?

Die Lüge hinzunehmen ist der Beginn der Selbstaufgabe

der liberalen Demokratien. Wir rutschen damit auf die

schiefe Ebene einer Relativierung der Tatsachen, an deren

Ende die Relativierung aller Werte steht. Man kann bei

Arendt lernen, dass demokratische Gesellschaften einer

doppelten Gefahr ausgesetzt sind: die eine ist die systematische

Verwischung des Unterschieds von Wahrheit und

Lüge, die andere liegt in der Versuchung, Augen und

Ohren vor unbequemen Wahrheiten zu schließen.

Manchmal ist es schon eine politische Handlung, wenn

man ausspricht, was der Fall ist — wenn man einen Krieg

einen Krieg nennt und zwischen Angreifer und Verteidiger

unterscheidet, statt nebulös von »Konfliktparteien« zu

reden.

100

**Antiliberale Gegenoffensive**

Seit dem Niedergang der kommunistischen Idee hatte der

Westen faktisch ein Monopol auf politische Missionierung.

Amerika und die europäische Gemeinschaft standen

für Freiheit und Wohlstand, und sie sendeten diese

Botschaft in alle Welt. Als 1989/90 das sowjetische Imperium

zerbrach, schien es für einen Moment so, als habe

die liberale Demokratie weltweit gesiegt. Heute hat sich

die internationale Konstellation grundlegend gewandelt.

Die liberale Demokratie ist in der Defensive, autoritäre

Regimes treten selbstbewusst auf der internationalen

Bühne auf. Sie sind nicht länger bloße Empfänger westlicher

Botschaften, sondern wirken aktiv auf die politische

Öffentlichkeit in Amerika und Europa ein. Die verdeckte

russische Propaganda im amerikanischen Präsidentschaftswahlkampf

ist nur die Spitze einer antiliberalen

Gegenoffensive. Es geht um den Kampf um die öffentliche

Meinung und um die Mobilisierung lautstarker Minderheiten

als Parteigänger des Kremls im Westen. Der

Appell an antiwestliche Ressentiments, Fremdenfeindlichkeit,

Globalisierungsängste und nationalistische Gefühle

kann allerdings nur verfangen, wenn er auf fruchtbaren

Boden trifft.

Wie der Aufstieg von Trump in den USA und der Erfolg

rechtspopulistischer Parteien in Europa beruht auch

die Wirkung der russischen Propaganda auf dem Misstrauen,

das den liberalen Eliten aus beträchtlichen Teilen

der Bevölkerung entgegenschlägt. Die etablierten Medien

haben ebenso an Vertrauen eingebüßt wie die etablierten

Parteien. Sogar der Wissenschaft wird nicht mehr über

102

den Weg getraut. So weigert sich in den USA ein relevanter

Teil der Bevölkerung, die Ergebnisse der modernen

Klimaforschung zu akzeptieren, weil sie als Angriff auf

den »American Way of Life« gesehen werden. In Deutschland

liegen die Dinge nicht viel anders, wenn es um die

Risikobewertung der Gentechnik geht — auch hier zählen

gefühlte Wahrheiten mehr als wissenschaftlich geprüfte

Fakten. Wenn auch den Wissenschaften (wie den Medien)

unterstellt wird, sie lieferten nur tendenziöse, gefilterte

Informationen, steht die Tür für »alternative Fakten«

weit offen. Die Krise der traditionellen »Wahrheitsagenturen

« öffnet den Raum für Verschwörungstheorien und

Propaganda.

Dagegen helfen keine Verbote und keine Zensur. Sie

beschädigen am Ende doch nur, was verteidigt werden

soll: Meinungsfreiheit und eine pluralistische Debattenkultur.

Was helfen kann, ist die Unabhängigkeit von

Medien und Wissenschaft als Instanzen, die allein der

Wahrheit verpflichtet sind. Unser Bildungssystem muss

die Medienkompetenz der Jugendlichen stärken, damit

sie besser zwischen Information und Propaganda unterscheiden

lernen. Politische Bildung sollte Orientierungswissen

vermitteln, das hilft, sich souverän im Meer der

Informationen und Meinungen zu bewegen. Nicht zuletzt

kommt es auf die demokratische Bürgergesellschaft an:

Wir alle sind gefragt, wenn es um die Auseinandersetzung

mit Halbwahrheiten und ganzen Lügen geht.

**Der öffentliche Raum - nur ein**

**schöner, aber tückischer Traum?**

Wir brauchen politische Mythen,

sollten aber wissen, dass es sich

um Mythen handelt

**von Thomas Schmid**

Es kursiert eine Vorstellung von der Arbeitsteilung zwischen

Politik und Medien, die heute auf geradezu rührende

Weise antiquiert wirkt. Ihr zufolge gibt es eine klare,

fast messerscharfe Trennung: Politiker machen Politik,

und Journalisten beschreiben, kommentieren und beurteilen

sie. Das ist eine durchaus voraussetzungsvolle Konstruktion.

Denn sie unterstellt zweierlei. Zum einen, dass

es auf der einen Seite den Raum des Politischen gibt, in

dem die Akteure unter sich sein und ohne Störung durch

neugierige oder fordernde Blicke von außen ihren Aufgaben

nachgehen können. Und sie setzt zum anderen voraus,

dass es jenseits der Sphäre der Politik eine Instanz

gibt, die befugt, ja geradezu beauftragt ist, die Ergebnisse

politischen Handelns ans Licht zu bringen, öffentlich zu

machen und Urteile darüber zu fällen.

Dass es mit dieser Aufgabenteilung nicht mehr weit

her ist, liegt auf der Hand. Den von der Öffentlichkeit abgeschirmten

Raum des Politischen gibt es schon lange

nicht mehr. Einerseits nicht mehr, weil jeder Politiker

heute weiß, dass er bemüht sein muss, eine öffentliche

Gestalt zu werden. Dazu braucht er Medien, Journalisten,

Bilder, Talkshows, Homestories, Indiskretionen. Der Erfolg

eines Politikers bemisst sich nicht zuletzt daran, wie

gut es ihm gelingt, die Trennwand zwischen Politik und

Öffentlichkeit durchlässig zu machen. Den abgeschirmten

Raum des Politischen gibt es aber auch deswegen

nicht mehr, weil Medien es heute in mitunter aufdringlicher

Weise als ihre Aufgabe ansehen, Licht noch in den

hintersten Winkel des Politischen zu bringen, vor allem

aber auch: Politik nicht nur zu begleiten, sondern zu machen.

Das bisher bizarrste Beispiel dafür ist in Deutschland

der Rücktritt, ja der Sturz von Bundespräsident

Christian Wulff gewesen. Es ist so etwas wie eine politisch-

mediale Maschinerie entstanden, die grelle Signale

sendet, ständig in Bewegung ist und auch deswegen zu

Übersättigung und Verdruss führt.

Kaum ein Politiker ist vermutlich wirklich der Überzeugung,

seine Auftritte im Reigen der Talkshows trügen

zu größerer politischer Klarheit, zur besseren Information

der Bürger bei. Er geht eher unwillig hin - kann sich aber

(warum eigentlich?) dem Ruf der Moderatoren, hinter

dem vermeintlich der Ruf des Publikums steht, nicht entziehen.

Er wird in die Talkshows zitiert, wo er seine

Wortteppiche auszurollen hat. Der Zuschauer erfährt zumeist

nur das, was er ohnehin schon weiß - bekommt aber

den Eindruck vermittelt, er schaue der Politik *in statu*

*nascendi* zu. Und längst hat sich das Publikum in der

anmaßenden Haltung eingerichtet, es habe ein Recht

darauf, Politiker vorgeführt zu bekommen. Und wenn

über Wochen hinweg über alle Trippelschritte einer Koa-

104 105

litionsbildung berichtet wird, scheinen die involvierten

Medien zwar ihrer Pflicht zu minutiöser Information

nachzukommen, was sie sich dann auch zugutehalten.

Dennoch trägt dieses Dauerberichten so gut wie gar

nichts dazu bei, den politischen Sachverstand der Bürgerin

zu schärfen. Sie wird vielmehr, im Gegenteil, täglich,

stündlich, ja im Minutentakt mit den immer gleichen

Verhandlungsdetails gefüttert. Diese werden dadurch

notwendigerweise derart aufgebläht, dass selbst das

Kleinste als sehr groß erscheint. Der Überblick - der Blick

auf das wirklich Entscheidende - muss dabei verloren gehen.

Die Aufklärungswirkung ist nur eine scheinbare.

Kaum schreibt man das auf, wird einem unwohl.

Denn so treffend diese Beschreibung auch sein mag, sie

leidet darunter, dass sie einen kulturpessimistischen

Drall hat. Vor allem aber daran, dass sie nostalgisch imprägniert

ist, dass sie vom Märchen herkommt: Es war

einmal. Vom Kleinen zum Großen, vom persönlichen

Gespräch zum medialen Dauergeräusch, von der überschaubaren

in die globalisierte Welt, von der kritischen

zur UnterhaltungsöfFentlichkeit - immer lautet der Subtext:

Früher war es besser. Polis, *piazza,* Marktplatz,

Freimaurerloge, Debattierclub, Salon - das gute Alte

scheint verloren. Beschreibt man die Dinge so, fädelt

man sich in einen alten Erzählstrang der Neuzeit ein,

demzufolge die Geschichte der Menschheit eine Geschichte

des Abfalls vom Naturzustand, von einem Zustand

ist, in dem die Welt einmal ein besserer Ort gewesen

war. Diese Erzählungen bilden nicht Wirklichkeit

ab. Sie produzieren vor allem Mythen.

**106**

Diese sollen im Folgenden keineswegs beiseite geräumt

oder gar zertrümmert werden. Man muss nur bemüht

sein, sie nicht für bare Münze zu nehmen. Denn

wenn Mythen wirklich Mythen sind, besitzen sie eine

vorstellungsprägende und wirklichkeitsbildende Kraft.

Öffentlichkeit, öffentlicher Raum, Volksherrschaft, Demokratie,

parlamentarische Demokratie, Souveränität,

freie und geheime Wahlen: In all diesem steckt auch

allerlei Mythologisches. Man sollte mit diesen mythologischen

Beimischungen bewusst umgehen.

Das Folgende ist, um der Deutlichkeit willen, mit Absicht

überzeichnet. Außerdem scheint es mir geboten,

nicht nur die anzuhören, die - wie zum Beispiel Hannah

Arendt - den langen Erzählfaden der aufgeklärten, der

Demokratie zugeneigten Moderne gesponnen haben.

Sondern auch die, die - wie zum Beispiel Carl Schmitt -

den scheinbar unaufhaltsamen Siegeszug der Demokratie

mit ätzender Kritik und herrischer Herablassung begleitet

haben. Gerade weil sie nicht demokratiebegeistert waren,

haben sie mitunter klargesehen. Will man die Demokratie

festigen, tut es gut, ihre Kritik ernst zu nehmen. Nur

wenn sich die Demokratie gegen die Dilemmata wappnet,

die ihre Kritiker aufgezeigt haben, kann sie Bestand

haben. Im Übrigen gilt: *Audiatur et altera pars,* auch die

andere Seite soll gehört werden.

**Von Voltaire zum** Witwemchüttler

Öffentlichkeit, das ist ein beschwingter Begriff. Wir denken

an Licht, Verständigung, Austausch, Transparenz.

Wo alles durchsichtig ist, haben das Böse, Intrigen und

**107**

Übervorteilungen einen schlechten Stand. Um hervorzuheben,

dass in unserer Demokratie die Politik nichts zu

verbergen hat, werden Parlamente - als die eigentliche

Arena der Volkssouveränität - immer häufiger so durchsichtig

wie möglich gestaltet. Viel Glas, viel Einblick, viel

Helligkeit. Der lichtdurchflutete Plenarraum ist ein guter

Plenarraum. Etwas veröffentlichen, öffentlich machen, an

die Öffentlichkeit bringen: Das sind durchweg positiv

konnotierte Tätigkeiten. Wo Öffentlichkeit ist, scheint

alles im Lot.

Doch so unschuldig ist Öffentlichkeit nicht immer.

Um 1968 herum erscholl von rebellierender Seite her der

Ruf, es gelte, »Öffentlichkeit herzustellen« — ein Ruf, der

seitdem nicht mehr verstummt ist. Genau betrachtet,

neigten jene, die so riefen, den Autor eingeschlossen,

dazu, sich selbst mit der Öffentlichkeit in eins zu setzen.

Sie fühlten sich als die Vollstrecker eines imaginären

Volkswillens. Sie sahen sich berechtigt, der anderen Seite

deren Geheimnisse zu entreißen, sie in gleißendem Licht

der Öffentlichkeit zu präsentieren. Es steckte eine Anmaßung

darin.

Öffentlichkeit war schon zu den Zeiten der Aufklärung

ein Kampfbegriff. Sicher, es gab das bürgerliche

Bemühen, eine debattierende, herrschaftslose Öffentlichkeit

herzustellen, wie das Jürgen Habermas vor mehr als

einem halben Jahrhundert in seiner Habilitationsschrift

»Strukturwandel der Öffentlichkeit« dargestellt hat. Debattierclubs,

Freimaurerlogen, Lesegesellschaften, Kaffeehäuser

und Salons waren Orte, an denen Bürger im

Reden, Diskutieren und im Austausch von Weltdeutun-

**108**

gen versuchten, sich als gesellschaftliche und politische

Kraft ihrer selbst zu vergewissern und zu konstituieren.

Es waren Versuche, eine Gestalt anzunehmen und sich

neben der Monarchie, die meist begründungsresistent

war, als Mitrede- und Gestaltungskraft zu etablieren —

gegen das *Anden Regime* oder »auf Augenhöhe« mit ihm.

So sieht die freundliche, die gute Seite des Bemühens um

Öffentlichkeit aus. Es gibt aber noch eine andere. Sie wird

von jenen Aufklärern verkörpert, denen das öffentliche

Licht gar nicht grell genug sein konnte.

Für viele Aufklärer galt und gilt als ausgemacht: Was

nicht öffentlich ist, muss Bedrohliches bergen. Nicht umsonst

lautet der französische Name der Aufklärung */es*

*lumieres.* Erst wenn alles ans Licht geholt ist, sind alle Gefahren

gebannt. Hier wurzelt eine Unkultur des universellen

Verdachts und des unaufhaltsamen Einreißens von

Grenzen. Im Prinzip zielt sie auf die Zerstörung des

Privaten. Wer nichts zu verbergen hat, kann dieser Sicht

zufolge alle seine Angelegenheiten öffentlich machen.

Und wer etwas zu verbergen hat, ist allein daran schon zu

erkennen, *dass* er etwas verbirgt. Die Unkultur des universellen

Verdachts zielt aber auch auf die Zerstörung des

Politischen. Politik braucht ihren eigenen Bereich, einen

Entfaltungsraum und auch *Arcana,* nicht Einsehbares.

Das wird heute nur noch schwer geduldet. Denn was hinter

verschlossenen Türen geschieht, gilt nun als etwas

nahezu Verschwörerisches. Dass nicht alle parlamentarischen

Ausschüsse und Parteigremien öffentlich tagen,

versteht sich nicht mehr von selbst und gilt im Prinzip als

Abweichung vom Pfad der öffentlichen Tugend. Denn, so

**109**

Carl Schmitt in seiner ebenso scharfsinnigen wie boshaften

Schrift »Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen

Parlamentarismus« aus dem Jahre 1923, die Öffentlichkeit

des politischen Lebens erscheint »als etwas schon seiner

Öffentlichkeit wegen Richtiges und Gutes. Die Öffentlichkeit

bekommt einen absoluten Wert.« Auch der heutige

Skandalisierungsjournalismus, der längst über die

Boulevardmedien hinausreicht, folgt getreulich dieser

Idee. So widerwärtig er zuweilen auch anmutet, neu ist er

nicht: Er steht auch in der Tradition des aufklärerischen

Rufs nach rücksichtsloser Enthüllung aller Geheimnisse.

Die Öffentlichkeit wie auch die (Selbst-) Zerstörung der

Öffentlichkeit haben eine lange Geschichte. Die Formen

haben sich geändert, viel Substanz aber ist geblieben. Der

Witwenschüttler, der Bobbycar-Rechercheur und der

Journalist, der Politikern unbedachte Äußerungen entlockt

- sie alle sind verdorbene Nachfahren von Voltaire

und Robespierre. Nicht alles aber, was öffentlich gemacht

wird, trägt zur Verbesserung der Welt bei.

**Die Polis ist passe**

In vielen Erwägungen darüber, wie Demokratie eine

praktische Sache möglichst vieler Bürgerinnen und Bürger

werden kann, spielt Hannah Arendts Bezug auf die

athenische Polis und die Idee vom öffentlichen Raum als

einem geographischen Ort mit. Also die schöne Erinnerung

an das *kleine* Gemeinwesen, in dem im Prinzip jeder

jeden kannte. Den Bürger zeichnete es aus, dass er der

täglichen Mühen enthoben war und sich deswegen ganz

dem Politischen widmen konnte. Es ist sicher gut, diese

110

Erinnerung als Kraftquelle zu bewahren. Doch es liegt

auch auf der Hand, dass diese Polis für immer passe ist.

Denn dafür sind moderne Gesellschaften zu groß und zu

fragmentiert. Es kann den Bürger, der voll in seinem Gemeinwesen

aufgeht und es gänzlich versteht, nicht mehr

geben. Jeder ist da und dort, jeder hat viele Rollen, an jedem

zerren vielfältige Kräfte. Es wäre daher sinnvoll, von

der Idee Abschied zu nehmen, es könne *den* öffentlichen

Raum wirklich geben. Ein schwächerer Begriff von Öffentlichkeit

könnte sich als der stärkere und widerstandsfähigere

erweisen. Nur so ist er mit Jürgen Habermas *und*

Mario Barth, mit der Diakonieschwester *und* dem frommen

Muslim von nebenan kompatibel.

Es lohnt, Skeptiker zu befragen. Etwa den amerikanischen

Journalisten und Schriftsteller Walter Lippmann

(1889-1974). Weder von Öffentlichkeit noch von Demokratie

hielt er besonders viel. Er schrieb: »Ich denke, Demokratie

ist eine abwegige Idealvorstellung.« Er sagte das

nicht, weil er die demokratische Idee und die modernen

Massen verachtet hätte. Er sagte es, weil er triftige Zweifel

hatte, die er 1925 in seinem Buch »The Phantom Public«

ausführlich darlegte. Drei Erfahrungen hatten den Sohn

deutsch-jüdischer Eltern nachdenklich werden lassen.

Erstens hatte im Zuge der geographischen Erschließung

und der Industrialisierung der USA im 19. Jahrhundert die

Gemeindedemokratie, die Tocqueville so beeindruckte,

stark an Bedeutung verloren. Zweitens hatte der Aufstieg

der USA zur Weltmacht zu einer ungeheuren Beschleunigung

der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung

geführt. Der Bürger konnte sich nun nicht mehr

111

selbst genügen, war nicht mehr Herr seiner Lage. Jeder

war von Entwicklungen geprägt und abhängig, auf die er

- Weltmarktpreise, Kriege, revolutionäre technische Innovationen

- kaum einen oder gar keinen Einfluss hatte.

Es fehlten ihm in dieser immer komplexer werdenden

Gesellschaft sogar die Mittel, diese Veränderungen auch

nur annähernd zu verstehen. Und drittens wurde diese

Erfahrung, die den Einzelnen klein machte, durch den

Großen Krieg, den Ersten Weltkrieg, der zu einer Entfesselung

der Innovationskräfte führte, noch einmal ins

Unermessliche gesteigert.

Davon beeindruckt, hielt Lippmann die Idee für abwegig,

die Gesellschaft könne im Medium der Öffentlichkeit

Mittel und Wege finden, sich über die Anliegen

des Gemeinwesens wirkungsvoll und vollständig zu verständigen.

In einer komplexen Gesellschaft mit riesigem

Koordinierungsbedarf ist, so Lippmann, kaum Platz für

räsonierende Politik. Regieren bestehe vielmehr vor

allem aus technischem und fachlichem Verwaltungshandeln:

Hygiene, Gesundheitswesen, Städtebau, Infrastruktur

etc. Der normale Bürger kann und soll darüber

nicht entscheiden, es fehlt ihm die Expertise. Es genügt,

wenn er - durch die sortierenden Organe der Öffentlichkeit

informiert - willkürliche Machtausübung im Wahlakt

kontrolliert. Der Skeptiker Lippmann hielt also so

etwas wie eine durch Wahl legitimierte Aristokratie für

das Höchste der demokratischen Gefühle. Wir sollten

das nicht voreilig als elitären Funktionalismus verurteilen.

Vergleicht man das, was heute im Medium der

Öffentlichkeiten über das politische Geschehen ventiliert

112

und erörtert wird, mit dem, was den Alltag des politischen

Gesetzgebungs- und Verwaltungsapparats ausmacht,

dann wird schnell deutlich, dass das, was im agonalen

politischen Diskurs erscheint, nur die Spitze eines

Eisbergs darstellt, in dessen riesigem Untergeschoss

weithin die Herren und Damen der Sachrationalität das

Sagen haben. Wer Demokratie ernst nimmt, sollte besser

nicht von Idealzuständen und maximalen Partizipationsreichweiten

träumen.

**Gut *so:* Das Volk regiert nicht**

Wir leben in keiner vollkommenen Welt. Dazu gehört,

dass wir Fiktionen brauchen, wie den Stern der Erlösung

am Himmel. Gegen den Zynismus der Totalaufklärer: Es

tut gut, diese Fiktionen ernst zu nehmen, wir brauchen sie

als Wegzehrung. Es hilft aber auch enorm zu wissen, dass

es sich um Fiktionen handelt. Um paradoxe Fiktionen, die

gerade wegen ihrer Paradoxie Flügel verleihen können.

Auch hier lohnt es, auf einen schlauen Reaktionär zu

schauen. In seiner Schrift »De la souverainete du peuple«

(Von der Volkssouveränität) aus dem Jahre 1794 - also

mitten in der Französischen Revolution - schreibt Joseph

de Maistre (1753-1821) ganz zu Anfang: »Das Volk ist der

Souverän, sagt man. Und von wem? Von sich selbst offenbar.

Das Volk ist also auch Untertan. Das Volk ist ein

Herrscher, welcher nicht imstande ist, die Herrschaft auszuüben.

« Damit legt er, in antidemokratischer Absicht,

den Finger in eine republikanische Wunde. Das Volk

kann in einem Gemeinwesen, das über ein paar Dutzend

Mitglieder hinausgeht, nicht direkt, nicht unmittelbar

113

herrschen. Wo es das doch tut, sind wahrscheinlich Gewalt

und Chaos die Folge.

Die Einhegung des Volkswillens (der im Übrigen empirisch

nicht feststellbar ist) und seine volksferne Ermittlung:

Das ist die Methode der repräsentativen Demokratie,

die sich als die bei weitem dauerhafteste Form erwiesen

hat, soviel Volkswillen wie republikanisch verträglich

zum Zug kommen zu lassen. Die repräsentative Demokratie

ist eine Methode, zu politischen Entscheidungen

zu gelangen, die auf den unsteten Volkswillen zwar reagieren,

ihn aber nicht exekutieren, sondern kanalisieren,

zurechtstutzen, zivilisieren und minderheitskompatibel

machen. Das Volk kommt zu Wort, wenn es *nicht* regiert,

von den Regierenden aber ernst genommen wird. Auch

die Demokratie kommt ohne einen Schuss Aristokratie

nicht aus. Das ist kein Defekt. Die Demokratie gibt dem

Volk eine politische Stimme - und schützt zugleich die

Republik vor dem Volk. Dass sie deswegen immer so

wirkt, als sei sie vom rechten Weg abgekommen, dass sie

oft wie ein hässliches Entlein ausschaut: Das ist eine ihrer

Stärken. In allen funktionierenden Demokratien treffen

die Regierenden nicht nur ab und an, sondern häufig Entscheidungen

gegen die jeweilige öffentliche Meinung,

zum Beispiel für europapolitische Solidarität oder für die

Heraufsetzung des Rentenalters. Dass sie das tun, macht

unter anderem ihre Stärke aus. Wenn sie so handeln, werden

sie zwar längst nicht allen Bürgern, wohl aber der

Republik gerecht, die in gewisser Weise - siehe damals

Weimar und heute Polen oder vielleicht die USA — auch

einen Wert an sich darstellt.

114

**Die Wahl ist öffentlich, weil sie geheim ist**

Dennoch: Das Volk ist der Souverän. Durch regelmäßig

stattfindende Wahlen wird es doch zum Regenten. Den

Wahlakt stellt man sich gerne als eine Art indirekter

Volksversammlung vor. Da es viel zu viele Wählerinnen

und Wähler gibt, um sie auf einem Platz versammeln zu

können, behilft man sich damit, dass man ihnen Wahllokale

zur Verfügung stellt: Alle diese Wahllokale zusammengenommen

stellen, dieser Sichtweise zufolge, eine

imaginäre und doch reale Agora dar, eine öffentliche

Bürgerversammlung. Und tatsächlich heißt es in §31 des

Bundeswahlgesetzes: »Die Wahlhandlung ist öffentlich.«

Daran kann man aber zweifeln. Die Wählerin begibt sich

ja nicht ins Wahllokal, um dort laut und deutlich zu verkünden,

was und wen sie wählt. Sie wählt geheim. In

einer Kabine, die von Zuschauerblicken abgeschirmt ist

und deren Isolation so streng gehandhabt wird, dass die

Stimme eines Wählers ungültig wird, den man dabei

ertappt, wie er beim Wählen ein Selfie anfertigt. Das

Wahllokal ist stets ein karger Ort, an dem man nicht verweilen

möchte. Kabine, Stuhl, Wahlzettel, Bleistift, Urne

und das Überwachungspersonal: Das ist alles. In dem

Moment, in dem der Bürger zum Souverän wird, ist er

mutterseelenallein. Er agiert geheim. Dahinter muss eine

Absicht stehen.

Das geheime Wählen wurde oft kritisiert, von unterschiedlichen

Standpunkten aus. Die Herzensrepublikaner

mit dem Faible fürs Öffentliche lehnten diese Wahlmethode

ab, weil sie den Bürger als Einzelnen unkenntlich

mache, weil sie ihn auf eine Zahl reduziere, weil sie ihm

115

verbiete, sein Votum öffentlich kundzutun, zu begründen

und für es zu werben. Es bestehe, heißt es weiter, die Gefahr,

dass sich der Wähler in der Abgeschlossenheit der

Wahlkabine gewissermaßen gehen lässt und nicht staatsbürgerlich,

sondern aus niederen Motiven heraus abstimmt,

dass die Wahlkabine also das Böse im Menschen

hervorlockt. In Deutschland wurden im 19. Jahrhundert

Wahllokale zunehmend in öffentlichen Gebäuden und

nicht mehr in Kirchen, Geschäften, Fabriken, Wohnungen,

Hotels und vor allem Bierstuben eingerichtet: Der

Wahlakt wurde dem gesellschaftlichen Leben entzogen.

Viele nahmen das als Zähmung des ursprünglich wilden

Akts des Wählens war. Als dann allmählich die Wahlkabine

eingeführt wurde, fehlte es nicht an Versuchen, sie

in obszönen Karikaturen als stilles Ortchen zu diffamieren,

in dem der Bürger eine Art Notdurft verrichte.

Auch die deutsche Nationalversammlung in der

Frankfurter Paulskirche plädierte 1848 heftig für den

öffentlichen Wahlakt, unter anderem mit dem hehren

Argument, *res publica* und Geheimnis vertrügen sich

nicht. Aber auch von konservativer und reaktionärer Seite

wurde der geheime Wahlakt abgelehnt. Man traute dem

einfachen Wähler nicht zu, eine kluge Wahl zu treffen. Es

galt lange als keineswegs anstößig, wenn Gutsbesitzer,

Fabrikanten, Pfarrer oder Lehrer darüber wachten, dass

das Volk »richtig« abstimmt. Denn der geheime Wahlakt

sei der Keim für die Zerstörung der gesellschaftlichen

Ordnung, des viel beschworenen »Zusammenhalts«. Noch

Carl Schmitt beklagte, dass die geheime Wahl »die staatliche

Willensbildung zu einer Summierung geheimer und

**116**

privater Einzelwillen, das heißt in Wahrheit unkontrollierbarer

Massenwünsche und -ressentiments« herabwürdigt.

Eine Kritik, die genauso auch von links geäußert

wurde und wird. So schrieb Claude Lefort über den Kabinenwahlakt:

»Die Zahl tritt an die Stelle der Substanz.«

Und der Schwarze Block ruft: »In der Urne tragen wir die

Demokratie zu Grabe, auf der Straße erwecken wir sie

zum Leben.«

Tatsächlich ist das Geheime des öffentlichen Wahlakts

kein Makel. Gerade weil die Wahlkabine nichts Interaktives

hat, ruft sie den Bürger zur Verantwortung. In der

Kabine werden alle Bürger gleich, jede Stimme zählt ungeachtet

des Besitzes, der Klugheit und der Lebenserfahrung

des Wählers gleich viel. Der Politikwissenschaftler

Philip Manow schreibt: »Der Wähler wird erst in der Kabine

zum wirklichen Citoyen. Erst die Isolierung macht

die Wählerin zur politischen Person, denn sie macht aus

sozialer Ungleichheit - für den bedeutenden Moment der

Wahl selber - politische Gleichheit.« Die strikte Verkargung

und Normierung des Wahlvorgangs war ein emanzipatorischer

Prozess. Der Deutsche Reichstag brauchte

fast 30 Jahre, bis seine Mehrheit sich dazu entschließen

konnte, den Umschlag einzuführen, in dem der Wahlzettel

fortan so verborgen wurde, dass niemand die Wahl des

einzelnen Wählers mit dessen Namen in Verbindung

bringen konnte. Und mindestens ebenso lange hat es gedauert,

bis das Wahllokal zum abgeschirmten Ort und die

standardisierte Wahlurne zur Vorschrift wurde. Hatte

man zuvor seinen Stimmzettel etwa in Suppenschüsseln,

Zigarrenkisten, Seifenschachteln oder Hutkisten gewor-

**117**

Manow, »ein dezisionistischer Ort, wie es ihn in der

Demokratie kein zweites Mal gibt«. Es funktioniert nur

dann, wenn es kein vollkommen öffentlicher und transparenter

Raum ist.

**Und dennoch: Wir brauchen den Mythos**

**der Öffentlichkeit**

Öffentlichkeit als allzeit verbindliches Gebot überfordert

Menschen und Gesellschaften. Öffentlichkeit braucht

ihr Gegenstück, das Nicht-Öffentliche, auch das Geheimnis.

Schon vor 90 Jahren schrieb der dem Pragmatismus

anhängende amerikanische Philosoph John

Dewey in seiner Schrift »Die Öffentlichkeit und ihre

Probleme« nicht resigniert, wohl aber nachdenklich: »Es

gibt zu viel Öffentlichkeit. Die Öffentlichkeit ist zu breit

und zerstreut und in ihrer Zusammensetzung zu kompliziert.

« Wenn das damals stimmte, um wie viel mehr

stimmt es heute. Wenn schon Aristoteles die Kluft zwischen

den beschränkten Fähigkeiten der Bürger und der

Komplexität seiner Umwelt beklagte, um wie viel lauter

muss die Klage heute ausfallen. Die Spannung zwischen

dem Gebot normativer Einigkeit und dem Wirrwarr

der multikulturellen und vielstimmigen Dialoge und

Gespräche können wir nicht auflösen. Auch Fragmentierung

ist unser Schicksal. Wir sind Bewohner eines

Durcheinanders von Teilöffentlichkeiten, die sich manchmal

eng, manchmal lose und oft genug gar nicht berühren.

Es verschafft der Republik Halt, wenn die Bürger

lernen, damit gewaltfrei, neugierig und gesprächsbereit

umzugehen.

Der Weg zurück zu den Quellen, zu den in mythischem

Dunkel liegenden Ursprüngen von Polis oder

Stadtstaaten, ist nur begrenzt hilfreich: *tempi passati.*

Aber diese Fixsterne sollen nicht vergessen sein, sollen

nicht über Bord geworfen werden. Zum einen, weil sie wie

ein — fiktives - Feuer sind, an dem man sich gleichwohl

wärmen kann. Und zum anderen, weil Demokratie und

Republik pragmatische Veranstaltungen sind, die jedoch

stets eines metaphysischen Unterfutters bedürfen. Wie

der Einzelne ohne Überzeugungen nicht auskommen

kann, so kann ein Gemeinwesen nicht ohne Mythen auskommen,

die nur in begrenztem Maße Wirklichkeit abbilden.

Daher lohnt es, weiter über Öffentlichkeit, öffentlichen

Raum und Öffentlichkeiten zu reden. Damit die

Republik nicht am Ende in untereinander beziehungslosen

Öffentlichkeiten zerrieben wird und in Sachzwängen

ertrinkt.

121

**Literatur**

Margaret Lavinia Anderson, Lehrjahre der Demokratie.

Wahlen und politische Kultur im Deutschen Kaiserreich,

aus dem Englischen von Sibylle Hirschfeld,

Stuttgart 2009

Hannah Arendt, Vita activa oder Vom tätigen Leben

(1960), München 2002

Seyla Benhabib, Die gefährdete Öffentlichkeit,

in: Transit, Nr. 13,1997, S. 26-41

John Dewey, Die Öffentlichkeit und ihre Probleme,

aus dem Englischen von Wolf-Dietrich Junghanns,

Bodenheim 1996

Walter Lippmann, The Phantom Public. A Sequel

to »Public Opinion« (1925), New York 1927

Jürgen Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit.

Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen

Gesellschaft, Neuwied 1962

Joseph de Maistre, Von der Souveränität.

Ein Anti-Cesellschaftsvertrag,aus dem Französischen

von Claudia Oestmann, Berlin 2016

Philip Manow, Die zentralen Nebensächlichkeiten

der Demokratie. Von Applausminuten, Föhnfrisuren

und Zehnpunkteplänen, Reinbek 2017

Hedwig Richter, Moderne Wahlen.

Eine Geschichte der Demokratie in Preußen und

den USA im 19. Jahrhundert, Hamburg 2017

Carl Schmitt, Die geistesgeschichtliche Lage des

heutigen Parlamentarismus (1923), Berlin 2010

**Demokratische Öffentlichkeit**

**im digitalen Wandel**

**von Jeanette** Hofmann

Demokratie, politische Meinungsbildung und die Entwicklung

der Medien sind seit jeher eng miteinander

verbunden. Diese Einsicht verdanken wir nicht zuletzt

Benedict Andersons Studie über die Entstehung von

Nationalismus und Nationalstaat. Anderson zufolge war

es der »Printkapitalismus«, der die Entstehung von vorgestellten

Gemeinschaften^ also großen Kollektiven,

deren Mitglieder sich aufgrund ihrer Anzahl und geographischen

Ausdehnung untereinander gar nicht persönlich

kennen konnten und dennoch ein Wir-Gefühl, eine nationale

Identität entwickelten, ermöglicht hat. Unter

Printkapitalismus wiederum verstand Anderson die Verknüpfung

sehr verschiedener Elemente, darunter die

Drucktechnik, die Zeitung als frühes Massenprodukt,

das Verlegerkapital und die Entstehung überregionaler

Sprachgemeinschaften, die Zeitungsmärkten erst die

wirtschaftliche Grundlage verschafften.

Um die Zeitung und die Massenzeremonie des morgendlichen

Nachrichtenkonsums herum ist eine vernetzte

Gleichzeitigkeit zwischen den Menschen entstanden,

ohne die man sich die Herausbildung von nationaler

Identität wohl nur schwer vorstellen kann. Daraus folgt

selbstverständlich nicht, dass man die Entstehung des

122 **123**

Nationalstaats allein auf die Entwicklung der Druckerpresse

zurückführen kann. Anderson rekonstruiert seine

Geschichte vielmehr als entwicklungsoffenes Zusammenspiel

vieler gesellschaftlicher und wirtschaftlicher

Faktoren, in dem die Technik nur ein Element unter

mehreren ist. Wenn es aber rückblickend unmittelbar

einleuchtend ist, dass sich historischer Wandel nicht

monokausal erklären lässt, warum schreiben wir dann

gegenwärtig der Digitalisierung eine solch große Gestaltungsmacht

zu?

Heute befindet sich der Anderson'sche Printkapitalismus

im Niedergang und wird von einem neuen Datenkapitalismus

abgelöst, der den Handel mit personenbezogenen

Informationen als lukratives Geschäftsmodell entdeckt

hat. Warum sollte ein Werbetreibender künftig

noch in einer Zeitung mit einer breiten, schwer eingrenzbaren

Leserschaft inserieren, wenn er mit der Anzeige in

einem sozialen Netzwerk seine Zielgruppe exakt auswählen

kann? Persönliche Daten gelten als der neue Rohstoff.

Wer wie Facebook, Google, Amazon oder Booking.com

schon viel von dieser Ressource angehäuft hat, bekommt

morgen wahrscheinlich noch mehr, weil die erfolgreichsten

Informationsdienste diejenigen mit den meisten Kunden

und der breitesten Datenbasis sind. Sie ziehen auch

den größten Anteil der Werbeausgaben auf sich. Gleichzeitig

sind personenbezogene Daten eine Währung, an

der es niemandem mangelt. Niemand wird von der Nutzung

einer Suchmaschine oder eines sozialen Netzwerkes

ausgeschlossen; im Gegenteil, die nationale wie trans-

**124**

nationale Integrationswirkung dieses Geschäftsmodells

schlägt alle anderen Medien.

Welche Auswirkungen hat der Medienwandel auf die

demokratische Öffentlichkeit? Kurioserweise wissen wir

nur wenig über den Zusammenhang zwischen den neuen

digitalen Medien, dem Wandel von Öffentlichkeit und

Demokratie. Kurios deshalb, weil die jüngere Demokratietheorie

der Bildung und Ausübung kommunikativer

Macht im öffentlichen Raum eine große Bedeutung beimisst.

Mit dem Begriff der kommunikativen Macht hat

sich insbesondere Jürgen Habermas beschäftigt. Dahinter

steht die Idee, dass die Bürger ihren Willen nicht nur

durch Wahlen zum Ausdruck bringen, sondern auch in

öffentlichen Diskursen. Die deliberative Demokratietheorie

verortet die Macht der Bürger in der informellen

Kommunikation, die sich im Vorfeld der rechtlich verfassten

Willensbildung entfaltet.

Der französische Demokratieforscher Pierre Rosanvallon

hat dieses Argument gewissermaßen verzeitlicht.

Obwohl sich der institutionelle Rahmen der demokratischen

Verfassung kaum ändert, beobachtet er im Hinblick

auf die demokratische Praxis einen grundlegenden

Wandel. Dazu gehört auch die abnehmende Bedeutung

des Wählens zugunsten anderer Formen des politischen

Engagements. Losgelöst von Wahlzyklen reklamiere die

Gesellschaft heute kontinuierlich die Macht des politischen

Urteils, ja, sogar des Vetos über das Regierungshandeln

für sich. Auch der Akt des Wählens selbst durchläuft

einen Bedeutungswandel. Im goldenen Zeitalter der elektoralen

Beteiligung, so Rosanvallon, galt der Wahlgang

**125**

als Ausdruck kollektiver Identität: Die Arbeiterklasse, der

Mittelstand, die Oberschicht, alle Bürger autorisierten

ihre Parteien gemäß einer klar definierten sozialen und

ökonomischen Zugehörigkeit. Heute sind es dagegen

individuelle und recht fluide Präferenzen, die das Wahlverhalten

bestimmen; zugleich steht das Handeln von

Parlamenten und Parteien unter kritischer, wenn nicht

misstrauischer Beobachtung. Die Parteien reagieren auf

diesen Trend, indem sie Personenkult betreiben und sich

organisatorisch stärker an politischen Bewegungen orientieren

- mit allen Risiken, die solche Strategien bergen.

Die Digitalisierung hat diesen Wandel des politischen

Engagements zwar nicht angestoßen, aber sie beschleunigt

ihn, und sie verleiht ihm eine spezifische technische

und wirtschaftliche Form, die für die Bedingungen demokratischer

Selbstbestimmung unmittelbar relevant ist.

Besonders sichtbar wird dies im Zusammenhang mit dem

Aufstieg sozialer Netzwerke wie Facebook, Twitter oder

YouTube. Das Markenzeichen der neuen Informationsplattformen

besteht in der Vermittlung und Kuratierung

nutzergenerierter Inhalte, deren Spektrum von Katzenvideos

über professionelle meinungsbildende Blogs bis zu

Wikipedia reicht.

Anders als die herkömmlichen Massenmedien produzieren

die sozialen Netzwerke Inhalte nicht selbst, sondern

fungieren als Vermittler für Inhalte von Dritten.

Gleichwohl haben sie sich zu wichtigen transnationalen

Infrastrukturen für die gesellschaftliche Meinungsäußerung

entwickelt. Im Jahr 2016 nutzten bereits mehr als

eine Milliarde Menschen weltweit täglich Facebook;

**126**

selbst in Deutschland, einem eher plattform-skeptischen

Land, sind es immerhin mehr als 20 Millionen. In der von

professionellen Massenmedien dominierten öffentlichen

Sphäre geben sie den Individuen eine politische Stimme

jenseits des Wahlgangs und setzen so eine umfassende

Transformation der kommunikativen Macht in Gang.

Während diese Entwicklung in den ersten Jahren noch als

Pluralitätsgewinn für die politische Meinungsbildung

und als Demokratisierungsschub von unten begrüßt

wurde (man denke an den arabischen Frühling und die

>Facebook-Revolution<), ist die Stimmung inzwischen

umgeschlagen. Der Grund dafür liegt nicht nur im Geschäftsmodell

der sozialen Medien und ihrem Einfluss

auf die öffentliche Sphäre, sondern auch in der Ermächtigung

politischer Kräfte, die zuvor so viel weniger sichtbar

waren. Rückblickend wird offenbar, wie hochgradig selektiv

das Meinungsspektrum der Massenmedien in all

seiner Vielfalt gewesen ist. Die digitalen Plattformen

verstärken die Reichweite auch politisch marginaler

Gruppen und schaffen Anreize zu ihrer Professionalisierung

und internationalen Vernetzung, wie das Beispiel der

neuen Rechten zeigt.

Seit Mitte der aoooer Jahre lässt sich eine zunehmende

wechselseitige Durchdringung der alten und der neuen

Medien beobachten. Die alten Medien zitieren und betreiben

Blogs, sie verweisen auf Tweets und twittern ihre

Artikel; und seit sich soziale Netzwerke als relevante

Nachrichtenquelle etablieren, folgen die alten Medien

ihren Lesern gezwungenermaßen selbst zu Facebook.

Neuere Umfragen besagen, dass vor allem die jüngere

**127**

Generation den traditionellen Medienformaten unwiderruflich

den Rücken kehrt und Nachrichten zunehmend

über Twitter, YouTube und Facebook bezieht. Dieser Verlagerungsprozess

schlägt sich auch in der Nachrichtenproduktion

nieder. Klickzahlen sind die neue Metrik zur

Bewertung von Themen, Autoren und Schlagzeilen.

Aktuelle Untersuchungen über das Geschäftsmodell

der digitalen Plattformen betonen, dass ihre Mitglieder

zwar in wachsendem Umfang Inhalte produzieren, bewerten

und zirkulieren lassen, aber die Kontrolle über den

Informationsfluss nicht bei den Produzenten, sondern den

Betreibern der Netzwerke liegt. Mit dem Aufstieg der

neuen Medien steigt auch die Macht der Algorithmen,

die etwa bei Facebook derzeit rund 500.000 Kommentare

pro Minute kategorisieren, filtern und hierarchisieren.

Dies geschieht nach Regeln, die (aus nachvollziehbaren

Gründen) nicht offengelegt werden, aber faktisch über

Licht und Schatten im Kommunikationsfluss entscheiden.

Im Rahmen des amerikanischen Wahlkampfs wurde

deutlich, dass Facebook derzeit primär diejenigen Beiträge

mit Sichtbarkeit im Nachrichtenstrom belohnt, die die

größten Aussichten auf eine Weiterverbreitung haben und

somit neben Aufmerksamkeit auch Werbeeinnahmen versprechen.

Diese systematische Entkopplung von Qualität

und Popularität politischer Nachrichten erklärt, warum

gezielte Falschmeldungen oft so große Verbreitung in den

sozialen Netzwerken finden. Wer diesen Selbstverstärkereffekt

allein den Algorithmen in die Schuhe schiebt,

übersieht womöglich die große Anziehungskraft, die

**128**

offensichtlichen Falschmeldungen innewohnt. Näher besehen

erweisen sich >fake news< als alte politische Waffe

unter neuem Namen.

Im Unterschied zu werbefinanzierten Tageszeitungen

und Rundfunk- und Fernsehsendern üben sich die sozialen

Netzwerke in der personenbezogenen Ansprache.

Dem liegt die Annahme zugrunde, dass die Effektivität

von Werbung steigt, wenn sie auf individuelle Präferenzen

und Lebenslagen zugeschnitten werden kann. Die

algorithmisch kuratierten Informationsflüsse oder >newsfeeds<

adressieren uns also nicht als politische Bürger,

sondern als Datenquelle, deren Präsenz auf der Plattform

gehalten werden soll, um fortlaufend aktuelle Informationen

über unser Interaktionsverhalten zu gewinnen.

Die Kehrseite der personalisierten Werbung besteht in

dem, was Jan-Hinrik Schmidt als persönliche Öffentlichkeiten

bezeichnet hat. Diese zeichnen sich dadurch aus,

dass Informationen nicht nach ihrem journalistischen

Nachrichtenwert sortiert werden, sondern nach ihrer kalkulierten

individuellen Relevanz. Komplexe Rankingverfahren

konkurrieren heute mit der Deutungshoheit des

journalistischen Handwerks. Als Folge individualisierter

Nachrichtenströme gilt die Verstärkung sogenannter Filterblasen,

die überproportional häufig Nachrichten oder

Kommentare enthalten, die unsere politischen Orientierungen

bestätigen. Allerdings weisen die Skeptiker der

Filterblasen-Theorie zurecht darauf hin, dass alle Menschen

den Informationen besondere Beachtung schenken,

die die eigenen Weltbilder stützen, und dass es wenig

Belege dafür gibt, dass sich diese Neigung durch digitale

**129**

Medien grundlegend verändert hat. Das qualitativ Neue

dürfte eher darin bestehen, dass mit der Individualisierung

der Informationsquellen der gemeinsame Erfahrungsraum

schrumpft und die Verständigung über öffentliche

Angelegenheit schwieriger wird.

Eine andere Folge besteht darin, dass unser Handeln

in digitalen Umgebungen praktisch beständiger Beobachtung

und Analyse unterliegt. Die wirtschaftliche wie auch

sicherheitspolitische Praxis der datenbasierten Profilbildung

wie auch der Verlust von Anonymität und Privatsphäre

unterlaufen paradoxerweise jene Freiheitsrechte,

die mit dem Aufkommen der sozialen Netzwerke gerade

gestärkt worden waren. Wer nicht wissen kann, welche

Informationen Dritte über einen besitzen, und wer befürchtet,

dass einem aus persönlichen Vorlieben politische,

soziale oder wirtschaftliche Nachteile entstehen,

verzichtet womöglich unbewusst auf die Wahrnehmung

demokratischer Grundrechte wie die freie Meinungsäußerung.

Hat der Printkapitalismus entscheidend zur Entstehung

der nationalen öffentlichen Sphäre beigetragen,

ebnet der Datenkapitalismus nun den Weg für einen tiefgreifenden

Strukturwandel, der einige ihrer bestimmenden

Merkmale zur Disposition stellt. Dazu gehören die

inzwischen wieder verschwimmenden Grenzen zwischen

Privatheit und Öffentlichkeit, zwischen Publikation und

Konversation oder Produktion und Konsum, aber auch

die Vorstellung eines gemeinsamen überschaubaren Kommunikationsraums,

der die Idee einer vorgestellten

Gemeinschaft in ihren nationalstaatlichen Grenzen

**130**

reflektiert. Zugleich beobachten wir eine komplexe Umverteilung

der Wissens- und Kommunikationsmacht zwischen

den nationalen Medien und den globalen Plattformen,

aber auch zwischen professionellem Journalismus

und individuellen Bürgern sowie zwischen menschlichen

und nichtmenschlichen Autoren, den programmierten

>bots<.

Diese Entwicklungen sind in vieler Hinsicht beunruhigend;

nicht zuletzt, weil sie die Funktion von gewachsenen

Institutionen unter Druck setzen, die mit unserem

Verständnis von Demokratie untrennbar verbunden sind.

Dies betrifft das Medien- und Parteiensystem, ohne das

wir uns bis vor kurzem keine öffentliche Meinungs- und

Willensbildung vorstellen konnten, aber neuerdings auch

die Alternativlosigkeit von Demokratie als Regierungsform.

Es ist kein Zufall, dass uns die politische Theorie

derzeit daran erinnert, dass Demokratie vor 200 Jahren

noch ein negativ besetztes Konzept war. Heute wird wieder

über andere Optionen nachgedacht; nicht nur über

paternalistische Herrschaftsmodelle, sondern auch über

Big Data und künstliche Intelligenz als alternative Quelle

rationaler Entscheidungen - selbstredend im Namen des

Gemeinwohls. Wenn Menschen grundsätzlich suboptimale

Entscheidungen treffen, wie die verhaltensökonomische

Forschung behauptet, was folgt daraus für das demokratische

Ideal der Selbstbestimmung und seinen Akteur,

das vernunftbegabte Individuum?

Trotz der Unsicherheit, die die Digitalisierung mit sich

bringt, sollten wir uns davor hüten, sie in Bausch und

Bogen zu verdammen. Der Eindruck trügt: Die digitale

**131**

Technik ist keine autonome Kraft, die sich gewissermaßen

von außen kommend über die Gesellschaft hinwegwälzt.

Es ist nicht die Technik an sich, die den Strukturwandel

steuert. Wie einst der Printkapitalismus formiert

sich auch der Datenkapitalismus als eine Konstellation

von vielen Entwicklungen, die der Digitalisierung erst

ihre Dynamik und Richtung verleihen. Der Verlust von

Vertrauen in die Politik und die langfristig zurückgehende

Wahlbeteiligung, die schleichende Ritualisierung des

Parteienwettbewerbs, aber auch der Aufstieg dessen, was

der Kulturwissenschaftler Andreas Reckwitz als Gesellschaft

der Singularitäten< charakterisiert, befeuert die aneignende

Gestaltung des Digitalen als >Trainingsstätte<

für neue sinnvermittelnde Lebensentwürfe wie auch für

künftige politische Ausdrucksformen.

Es ist also weniger die digitale Technik als unser

kollektives Experimentieren mit den digital eröffneten

Kommunikationsmöglichkeiten, das den gegenwärtigen

Transformationsprozess vorantreibt. Die sozialwissenschaftliche

Forschung spricht von einer Koproduktion, in

der sich Technik und Gesellschaft solange wechselseitig

formen, bis die Technik als solche kaum mehr wahrnehmbar

ist. Ein schönes Beispiel dafür ist die Uhr; eine

Technik, die das individuelle und öffentliche Leben umfassend

strukturiert, ohne dass sie als solche noch wahrgenommen

wird.

In unserem täglichen Handeln stellen wir selbstverständlich

gewordene Institutionen - von der gedruckten

Zeitung über die Privatsphäre bis hin zu den Routinen

demokratischer Selbstbestimmung — zur Disposition und

**132**

werfen damit implizit die Frage auf, nach welchen Regeln

wir künftig leben wollen. Viel wird davon abhängen, ob es

uns gelingt, die immer bestehenden Wahlmöglichkeiten

im digitalen Wandel so kenntlich zu machen, dass sie zum

Gegenstand der öffentlichen Willensbildung werden können.

Dafür erforderlich ist viel Übersetzungsarbeit, an der

sich alle relevanten Akteure, darunter auch die technischen

Experten, beteiligen müssen.

Auch wenn sich der digitale Strukturwandel langfristig

nicht planen und kontrollieren lässt und wir voraussichtlich

von vielen Routinen Abschied nehmen werden,

bleibt das demokratische Projekt der individuellen und

gesellschaftlichen Selbstbestimmung doch der relevante

Fluchtpunkt für die Ausrichtung unseres Handelns.

**133**

**Öffentlich vs. Privat?**

Zur Rolle des öffentlich-rechtlichen

Rundfunks im digitalen Zeitalter

**von Tabea Rößner**

Als noch vor wenigen Jahren von »Staatsfunk«, »Zwangsgebühren

« oder »Lügenpresse« die Rede war, stammte das

in der Regel aus der extrem rechtspopulistischen Ecke.

Das hat sich zwischenzeitlich geändert. Heute verwenden

Bürgerinnen und Bürger wie auch Politikerinnen und

Politiker unterschiedlicher politischer Couleur diese Begriffe

mit erschreckender Selbstverständlichkeit. Auch

Axel Springer-Vorstandschef Mathias Döpfner, Präsident

des Bundesverbands Deutscher Zeitungsverleger, spricht

anlässlich seiner Kritik am öffentlich-rechtlichen Rundfunk

wiederholt von »Staatsfunk«. Das ist fahrlässig und

gefährlich, denn damit diskreditiert er nicht nur Journalistinnen

und Journalisten, sondern spielt vor allem den

Rechtspopulisten in die Hände.

Es gehört inzwischen fast schon zum »guten Ton«, auf

die öffentlich-rechtlichen Sender einzudreschen. Oft sind

es bestimmte Sendungen, die den Kritikern nicht passen.

Das ist nicht verwunderlich — bei dem vielfältigen Angebot

gibt es natürlich immer Sendungen, die dem einen

oder der anderen nicht gefallen. Und natürlich ist Kritik

am Programm und diesen oder jenen Beiträgen von ARD

und ZDF legitim. Eine wachsende Zahl von Kritikern

134

stellt aber den öffentlich-rechtlichen Rundfunk grundsätzlich

in Frage. Sie sehen die Notwendigkeit eines öffentlichen

Programms nicht mehr als gegeben. Die Fülle

der Angebote im Internet ist in ihren Augen so groß,

dass der öffentlich-rechtliche Rundfunk - wenn überhaupt

- nur noch Nischen abdecken soll. Der Legitimationsdruck

ist enorm und teilweise selbst verursacht. Auch

die Medienpolitik der Länder hat es versäumt, den Wert

des von der Allgemeinheit finanzierten und damit (wirtschaftlich)

unabhängigen Rundfunks, der anspruchsvollen

journalistischen Standards besonders verpflichtet ist,

gegenüber der breiten Öffentlichkeit zu erläutern.

Positiv ist allerdings, dass die Debatte über den Öffentlich-

Rechtlichen überhaupt geführt wird. Positiv ist

auch, dass - aktuellen Umfragen zu Folge - nach wie vor

die Mehrheit der Bevölkerung das öffentlich-rechtliche

Angebot als zentral für die Meinungsvielfalt und die demokratische

Willensbildung unserer Gesellschaft ansieht,

wenn sie auch zugleich dringenden Reformbedarf sieht.

Dieser besteht ohne Zweifel, denn angesichts des sich

radikal gewandelten Informations- und Kommunikationsverhaltens

und einer zunehmend fragmentierten Öffentlichkeit

muss der öffentlich-rechtliche Auftrag der

Rundfunkanstalten überprüft und zukunftstauglich gemacht

werden. Eine konstruktive Debatte darüber ist seit

Jahren überfällig.

**Bedeutung im digitalen Zeitalter**

Ich bin der festen Überzeugung, dass ein öffentlich-rechtliches

Angebot heute notwendiger ist denn je. Gäbe es

135

den öffentlich-rechtlichen Rundfunk nicht bereits, dann

müssten wir ihn heute erfinden. Seit seinen Gründungszeiten

mag sich vieles verändert haben, die grundlegende

Motivation für ein öffentlich-rechtliches Medienangebot

ist aber heute mindestens so bedeutend wie damals.

Nach 1945 hatten die Begründer des öffentlich-rechtlichen

Rundfunks zunächst vor allem eine Prämisse vor

Augen: Informationsvermittlung und damit öffentliche

Willensbildung fern von Staat und Markt zu gewährleisten,

um demokratische Strukturen zu sichern - und den

Missbrauch durch autokratische oder diktatorische Regime

wie den Nationalsozialismus zu verhindern. Mit dem

Aufkommen der Rundfunksatelliten und neuer Frequenzen

ebnete das Bundesverfassungsgericht dann der Zulässigkeit

des privaten Rundfunks den Weg und begründete

das duale Rundfunksystem. Private Rundfunkprogramme

konnten unter den Bedingungen des Marktes mit

abgesenkten Vielfaltsstandards auf die Masse abzielen,

die gebührenfinanzierten öffentlich-rechtlichen Sender

hatten den Grundversorgungsauftrag zu erfüllen. In den

Zwängen des privaten Rundfunks, auf dem privatwirtschaftlichen

Markt bestehen und sich von Werbung

finanzieren zu müssen, erkannte das Bundesverfassungsgericht

bereits damals den entscheidenden Grund für ein

strukturelles Vielfaltsdefizit. Die öffentliche Grundversorgung

für eine unabhängige Meinungsbildung sollten

daher zuverlässig die öffentlich-rechtlichen Anstalten

gewährleisten. Es ist bis heute so: Die duale Rundfunkordnung

im Ganzen hängt verfassungsrechtlich an der

Erfüllung des öffentlich-rechtlichen Auftrags. Nur wenn

**136**

dieser umgesetzt wird, sind Vielfaltsdefizite beim privaten

Rundfunkangebot hinnehmbar.

**Auftrag neu ausrichten**

Heute stehen wir ein weiteres Mal und viel radikaler

grundlegenden Umwälzungen der gesellschaftlichen

Kommunikations- und Informationsstrukturen gegenüber.

Die Digitalisierung und das Internet haben den

Raum für den gesellschaftlichen Diskurs weiter geöffnet.

Frequenzknappheit gibt es nicht mehr. Theoretisch

haben wir unbegrenzten Zugang zu den verschiedensten

Informations- und Kommunikationsräumen, können

empfangen, aber auch empfangen werden. Eigentlich ein

Traum für die öffentliche Willensbildung. Regulierung,

Grundversorgung, duales Rundfunksystem — das alles

scheint aber in der neuen digitalen Vielfalt nicht mehr

passend. Die Entwicklung hat zwischenzeitlich zwar

einige Probleme gelöst, dafür aber neue, nicht gerade

kleinere geliefert. Die grundlegende Aufgabe des öffentlich-

rechtlichen Rundfunks, eine verlässliche und qualitativ

hochwertige mediale Daseinsvorsorge zu gewährleisten

und damit zur freien demokratischen Willensbildung

beizutragen - und zwar mittels einer breiten

Angebotspalette von News bis zur Unterhaltung, wie das

Bundesverfassungsgericht bereits festgestellt hat -, ist

trotz oder vielleicht sogar wegen der gewandelten und

sich weiterhin wandelnden Kommunikations- und Informationsstrukturen

alles andere als obsolet. Diese

Aufgabe gewinnt an Bedeutung.

**137**

Unbestritten können wir keinen Mangel an medialen

Angeboten und Kanälen beklagen: Es wird überall gesprochen,

geliked, gepostet, gechattet, geblogged und gestreamt.

Die Möglichkeit, sich individuell in den öffentlichen

Diskurs einzubringen, gibt es zuhauf. Die Frage

heute ist eher: Werde ich gehört, werde ich gefunden,

kann ich finden? Für eine tatsächliche demokratische

Willensbildung muss gerade die Auffindbarkeit der Angebote

mit ihrer Vielfältigkeit, Qualität und Unabhängigkeit

gesichert sein. Davon kann aber bislang keine Rede

sein. Vielmehr wird den Bürgerinnen und Bürgern die

ungemein komplexe Aufgabe der Suche und Selektion

nach guten, verlässlichen Informationsangeboten überlassen,

was angesichts der unendlichen Vielzahl an Foren,

Plattformen, Angeboten für den Einzelnen nur noch

schwer zu bewältigen ist. Dies hat unweigerlich zur Nischenbildung

im Netz geführt, es entstehen fragmentierte

Öffentlichkeiten. Diese Teilöffentlichkeiten und »Echokammern

« bieten zwar vordergründig Orientierung in

den unendlichen Weiten des Internets, sie verhindern aber

gerade auch, über den eigenen Tellerrand hinauszuschauen,

und bestätigen häufig bloß die eigene Sichtweise. Diese

Selbstreferenzialität wie auch die Komplexität der Aufgabe,

Informationen sondieren, einordnen oder überprüfen

zu müssen, haben wohl auch ihren Anteil daran, dass

gezielte Desinformation durch »Fake News«-Kampagnen

fruchten konnte und kann.

**138**

**Qualität und Unabhängigkeit unverzichtbar**

Zudem sind auch im Netz die meisten Informationsangebote

marktwirtschaftlichen Prinzipien unterworfen. Diese

Umstände muss sich vergegenwärtigen, wer das Ende

von Regulierung und öffentlich-rechtlichem Rundfunk

herbeiruft. Denn es stellt sich gerade auch im Netz die

Frage, wie eine vor Missbrauch und Manipulation geschützte

unabhängige Willensbildung gewährleistet wird.

Die Existenz eines starken öffentlich-rechtlichen Rundfunks,

der hohen Qualitätsstandards verpflichtet ist und

eine integrierende Aufgabe hat, ist dabei unverzichtbar.

Auch private Angebote wie die Qualitätspresse erfüllen

diese Anforderungen, allerdings sind auch sie den Marktprinzipien

ausgesetzt und haben zum Teil erhebliche

Schwierigkeiten, Finanzierungsmodelle zu entwickeln,

die ausreichend tragen, um hohe journalistische Standards

einzuhalten. Qualitätsjournalismus kostet nun mal

- und das muss sich die Gesellschaft endlich bewusstmachen.

Trotz aller Kritik, die man an den Rundfunkanstalten

üben kann, sollte sich unsere Gesellschaft vor Augen führen,

welch großen demokratiefördernden Wert die von

der Allgemeinheit finanzierten Sendeanstalten haben.

Dies bedeutet aber keineswegs, dass wir alles beim Alten

belassen dürfen. Wenn man die Herausforderungen der

Zukunft bewältigen und sicherstellen will, dass die öffentlichen

Sender ihre Aufgabe auch tatsächlich erfüllen,

kann es ein »Weiter so« nicht geben.

Dabei sollte es nicht an erster Stelle um die Höhe des

Haushaltsbeitrags oder die Schließung oder Zusammen-

**139**

legung von Rundfunkanstalten gehen. Zunächst bedarf

der Auftrag grundsätzlicher Überarbeitung - alles andere

wird sich zwangsläufig nach dieser Prämisse ausrichten

müssen, denn die Finanzierung hat dem Auftrag zu folgen

und nicht umgekehrt. Und die Rundfunkanstalten

dürfen angesichts der gravierenden strukturellen Veränderungen

auch harte Reformen nicht scheuen. Diese sind

definitiv notwendig. Wir sollten uns zuallererst fragen:

Welche Aufgaben kann und muss der öffentlich-rechtliche

Rundfunk künftig übernehmen? Kann es eine öffentlich-

rechtliche »Marke« geben, die für verlässliche Quellen

steht? Und wie kann das duale Rundfunksystem, das

gedeihliche Nebeneinander von privaten und öffentlich-

rechtlichen Medien, erhalten bleiben?

**Öffentliche Willensbildung im Netz**

Bei der Gestaltung des Auftrags und eines zukunftsfähigen

öffentlich-rechtlichen Rundfunks sollten wir in erster

Linie das Augenmerk darauf legen, dass der öffentlich-

rechtliche Rundfunk die Defizite der sich entwickelnden

Medien-Öffentlichkeit ausgleicht. Er muss Öffentlichkeit

(wiederherstellen. Die Gewährleistung eines

vielfältigen Meinungsbildes, das der Fragmentierung und

Personalisierung etwas entgegenzusetzen hat, muss den

Schwerpunkt des zukünftigen Auftrages bilden. Dafür

muss der öffentlich-rechtliche Rundfunk nicht nur alle

Menschen erreichen können, er muss eben auch auffindbar

sein.

Allerdings droht die Bespielung aller Kanäle mit klassischen

Vollprogrammen die Kosten explodieren zu las-

**140**

sen. Das wird in Zukunft aber wohl nicht mehr notwendig

sein: Die lineare Nutzung - also der direkte, nicht

zeitversetzte Empfang - nimmt weiter ab, auch wenn der

Fernseher bei den Zuschauerinnen und Zuschauern noch

den zentralen Platz einnimmt. Zugleich individualisiert

sich die Medienrezeption immer mehr. Falsch wäre, daraus

den Schluss zu ziehen, den Weg der Individualisierung

und der Ausdifferenzierung in Sparten-Kanäle komplett

mitzugehen. Es muss weiterhin vorderstes Ziel sein,

einen gemeinsamen Diskussions- und Kommunikationsraum

für die gesellschaftliche Debatte zu bieten. Darüber

hinaus müssen die öffentlich-rechtlichen Sender zielgruppenspezifische

Angebote entwickeln, die die Menschen

dort abholen, wo sie sich in der medialen Nutzung befinden.

Und diese ist zunehmend konvergent. Medienangebote

kombinieren Text, Bewegtbild, Bild und Ton und

werden auf verschiedensten Endgeräten rezipiert. Linear

nimmt ab, On-demand nimmt zu.

Eine der Kernfragen, die es zu beantworten gilt, ist

daher die, wo genau öffentliche Willensbildung in Zeiten

des Internets stattfinden soll: Auf den Plattformen der

neuen Marktführer wie Facebook, YouTube 8t Co? Schon

heute suchen viele öffentlich-rechtliche Angebote auf diesen

Plattformen ihr Publikum. Wie kann aber eine öffentlich-

rechtliche »Marke«, die für Qualität und Verlässlichkeit

steht, gestärkt und den intransparenten Selektionsprozessen

und damit Fragmentierungstendenzen dieser

Drittplattformen begegnet werden? Es wäre eine öffentlich-

rechtliche Plattform dafür notwendig, die öffentliche

Kommunikationsräume für den demokratischen Diskurs

141

schaffen und alle gesellschaftlichen Gruppen einbeziehen

müsste. Das hieße, dass die Inhalte nicht mehr einfach

auf Drittplattformen verbreitet werden - von dem kostenfrei

zur Verfügung gestellten Content profitieren im Übrigen

vor allem die großen Konzerne -, sondern die Menschen

über die Inhalte auf die eigene öffentlich-rechtliche

Plattform geleitet werden müssten. Inwieweit ein solches

Szenario umsetzbar wäre, bedarf eingehenderer Diskussionen.

**Auftrag an konvergente Mediennutzung anpassen**

In jedem Fall muss endlich die Voraussetzung dafür geschaffen

werden, dass die öffentlich-rechtlichen Sender

im Internet freier agieren und eigenständige, netzgerechte

Formate für den Online-Sektor entwickeln können. Hier

sind dringend einige Hürden zu beseitigen: Die sogenannte

»Verweildauer«-Regelung, nach der die öffentlich-

rechtlichen Sender ihre Inhalte meist nach sieben Tagen

aus ihren Mediatheken herausnehmen müssen, passt

nicht mehr zu unseren heutigen Rezeptionsgewohnheiten.

Auch die Begrenzung, nach der Internetangebote der

öffentlich-rechtlichen Sender nicht »presseähnlich« sein

dürfen, kann in einer Zeit, in der die konvergenten Medienformen

diese Begrifflichkeiten aus der analogen Ära

hinfällig machen, einfach keine sinnvolle Regelung mehr

sein. Während sich die »Presse« mit audiovisuellen Angeboten

verstärkt in den Online-Bereich ausdehnt, ergänzt

der Rundfunk wiederum seine audiovisuellen Angebote

mit entsprechend textbasierten Informationsangeboten

im Online-Bereich. Das erscheint angesichts der Ent-

**142**

wicklung nur logisch und ermöglicht auch erst die Auffindbarkeit

öffentlich-rechtlicher Angebote.

**Privat versus Öffentlich-Rechtlich**

Solche Gedanken stoßen allerdings auf harten Widerstand.

Presse und privater Rundfunk stellen sich vehement

gegen die Ausdehnung der öffentlich-rechtlichen

Angebote im Netz. Die Finanzierung journalistischer Inhalte

funktioniert nicht mehr nach gängigen Geschäftsmodellen;

neue haben sich noch nicht durchgesetzt.

Die Verleger stehen unter Druck und sehen das öffentlich-

rechtliche, durch den Haushaltsbeitrag bereits finanzierte

Angebot als direkte Konkurrenz im Netz, die ihnen

das Wasser abgräbt.

Lösungen dieser Auseinandersetzung sind bisher nicht

in Sicht, Streitigkeiten werden stattdessen lieber vor Gericht

ausgetragen, wie etwa zur Tagesschau-App und anderen

öffentlich-rechtlichen Telemedien. Wie absurd

klingt da in der digitalen Welt die Forderung - wie von

Axel Springer-Chef Döpfner geäußert, dass Redaktionen

nicht mal die transkribierten Fassungen ihrer Sendungen

ins Netz stellen sollten. Ganz abgesehen davon, dass diese

Sendungen nicht mehr auffindbar wären — ein weitgehender

Verzicht auf Text ist zudem einem barrierefreien

Zugang nicht zuträglich, den die öffentlich-rechtlichen

Sender doch gewährleisten sollen.

Wenn nun einzelne Sendeanstalten wie der WDR

vorpreschen und in vorauseilendem Gehorsam einen

Verzicht auf längere Texte erklären, ist das zu diesem

Zeitpunkt sicher nicht hilfreich. Nicht nur die Minister-

**143**

Präsidenten werden sich 2018 mit dem öffentlich-rechtlichen

Telemedienauftrag befassen. Die Auseinandersetzung

über die Tagesschau-App wird auch das Bundesverfassungsgerichtbeschäftigen.

Ich hoffe auf eine endgültige

Klärung darüber, dass sich die öffentlich-rechtlichen Angebote

- gemäß ihrer Entwicklungsgarantie - digital und

zukunftsfähig weiterentwickeln dürfen und auch müssen.

**Zukunftsstrategien gemeinsam entwickeln**

Eines steht jetzt schon fest: Die Machtkämpfe zwischen

den Anstalten einerseits und privaten Presse- und Fernsehanbietern

andererseits sind nicht nur unangemessen,

sie sind auch kontraproduktiv. Denn die Frage, wie Journalismus

im Netz zukünftig finanziert werden kann, wird

so ganz sicher nicht beantwortet. Auch die neuen Herausforderungen

für unsere Medienlandschaft durch digitale

Giganten wie Facebook und Google oder staatliche Propagandasender

wie Russia Today werden so nicht angegangen.

Besser wäre es also, dem Appell des Deutschlandradio-

Intendanten Stefan Raue zu folgen und die

Schützengräben zu verlassen. Nur wenn die öffentlich-

rechtlichen Sendeanstalten und die privaten Medienhäuser

aufeinander zugehen, ist es möglich, bei den neuen

Herausforderungen an einem Strang zu ziehen und im

Diskurs die richtigen Strategien zu entwickeln.

Unser duales Rundfunksystem ist seit jeher darauf ausgelegt,

dass beide Seiten sich gegenseitig befruchten. Bei

einigen Projekten funktionieren Kooperationen wie beispielsweise

beim Recherchenetzwerk, das Kompetenzen

bündelt und investigativ arbeitet. Dies darf allerdings nur

**144**

diskriminierungsfrei und im Rahmen des rechtlich Möglichen

erfolgen. Es zeigt aber, dass ein konstruktives

Miteinander möglich ist und für die Allgemeinheit von

großem Nutzen sein kann.

Ziel muss es sein, den Raum politischer Willensbildung

auch in Zukunft zu erhalten. Das ist allerdings für

einige Verlage kaum mehr zu leisten. Die Entwicklung

funktionierender digitaler Geschäftsmodelle stellt sich als

schwierig heraus, zumal die meisten Verlage ihre Angebote

anfangs alle kostenfrei ins Netz gestellt hatten. Leserinnen

und Lesern Inhalte nun zu verkaufen, entpuppt

sich als schwieriger als gedacht.

Der Finanzierungsdruck hat zu merklichen Sparmaßnahmen

geführt: Redaktionen werden eingestampft, man

setzt auf Agenturarbeit und wenig Eigenrecherche. Der

Druck, immer schneller, immer mehr, immer billiger zu

liefern, das macht sich am Ende bei der Qualität bemerkbar.

Viele Verlage schreiben nur schwarze Zahlen, weil sie

sich als Verkaufsplattformen für andere Güter als News

betätigen. Im lokalen Bereich kann bereits beobachtet

werden, wie die Presse in die Knie geht. In den vergangenen

Jahren wurden unzählige Lokalzeitungen eingestellt,

Redaktionen massiv verkleinert. Dies darf aber nicht mit

Achselzucken hingenommen werden. Bevor es vor Ort

überhaupt kein Angebot mehr gibt, das über lokale Ereignisse

informiert, ist dort ein öffentlich-rechtliches Angebot

gefragt. Dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk ist

eine flächendeckende lokale Berichterstattung zum

Schutz der lokalen Presse zwar verboten. An eine Lockerung

dieses Verbots muss aber gedacht werden, soweit für

**145**

bestimmte Gebiete eine lokale Berichterstattung nicht

mehr existiert bzw. Meinungsmonopole der publizistischen

Konkurrenz bedürfen. Werbung, die zum Abfließen

von Werbegeldern führen könnte, ist dem öffentlich-

rechtlichen Angebot ohnehin nicht erlaubt.

Das bedeutet nicht, dass die öffentlich-rechtlichen

Sender alles können und machen dürfen sollten. Der Auftrag

muss hier neue, andere Grenzen bestimmen, um den

Privaten Entfaltungsmöglichkeiten zu lassen. Dabei müssen

wir auch das Problem angehen, dass alle, die von den

Inhalten anderer, insbesondere der Presse, im Netz profitieren,

auch einen Beitrag dafür leisten sollen. Im Übrigen

ist es die ureigene Aufgabe der Presse, sich um die Profitabilität

ihrer Angebote selbst zu kümmern. Sollte dies

auf Dauer nicht gelingen, wären allerdings Konzepte zur

Stützung der Qualitätspresse gefragt. Dies zu diskutieren

verweigern sich die Zeitungsverleger bislang vehement.

**Ausblick**

Die öffentliche Willensbildung ist nicht mehr nur im

Empfangsmodus, sie ist heute partizipativer und direkter

geworden. Dabei ist sie keineswegs vor den Gefahren von

Manipulation und Machtmissbrauch gefeit. Die Medien

haben hier die zentrale Aufgabe, Öffentlichkeit herzustellen

und gesellschaftliche Debatten zu befördern. Die Anforderungen

an öffentlich-rechtliche Angebote sind dabei

besonders hoch: Sie müssen hohe journalistische Standards

erfüllen, Unabhängigkeit gewährleisten und das gesamte

Meinungsspektrum abbilden. Dabei geht es nicht

allein darum, unterschiedliche Perspektiven auf Themen

**146**

aufzuzeigen und kritisch zu hinterfragen, sondern auch

um Berichterstattung über Themen jenseits des Mainstreams

und der meisten Clicks. In Zeiten von gezielten

Desinformationskampagnen müssen die öffentlich-rechtlichen

Medien gerade auch im Netz Einordnung und Orientierung

geben, Behauptungen überprüfen und Verstrickungen

transparent machen. Dafür müssen sie Angebote

entwickeln, die der Netzlogik entsprechen. Die Medienpolitik

muss dafür die Voraussetzungen schaffen. Und

zwar besser heute als morgen. Nachdem die Medienregulierung

zu großen Teilen noch immer von Ansätzen aus

der analogen Welt geprägt ist, muss sie schleunigst fit fürs

digitale Zeitalter gemacht werden.

Was aber in der Vergangenheit vor allem versäumt

wurde, war eine breite Debatte über den gesellschaftlichen

Wert des öffentlich-rechtlichen Rundfunks. Das

liegt unter anderem auch daran, dass sich die öffentlich-

rechtlichen Sender nur ungern selbst thematisieren.

Stattdessen hat man die Deutungshoheit den Döpfners

und Zeitungen mit ihrer kritischen konkurrenzgeprägten

Haltung gegenüber dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk

überlassen. Das rächt sich jetzt. Daher heißt es auch für

die Medienpolitik: Raus aus den Hinterzimmern! Und

endlich den Diskurs über die Frage, was uns ein öffentlich-

rechtliches Angebot wert ist und was die Gesellschaft

an Erwartungen daran hat, breit anlegen und

öffentlich führen. Denn die an sie gestellten hohen Ansprüche

können die öffentlich-rechtlichen Medien nur

dann erfüllen, wenn die Gesellschaft hinter ihnen steht,

sie als die ihren begreift und verteidigt.

**147**

**Der Feind im eigenen Rücken**

Populismus ist weder neu

noch ausschließlich rechts

**von Thierry** Chervel

In erstaunlicher Parallele sind die Öffentlichkeiten weltweit

durch das Gift des Populismus zugleich aufgestört

und gelähmt worden. Das Phänomen der Konjunkturen

kannte die Geschichte ja schon lange zuvor - eine der Fragen

des Jahres 2018 lautet sicher: Warum gab es überall

ein 1968, obwohl die Voraussetzungen in den einzelnen

Ländern doch denkbar unterschiedlich waren? Was verband

Mexiko und die CSSR, China und Frankreich,

Japan und die USA außer der Tatsache, dass die Jugend

gegen die Alten rebellierte? Was verbindet heute die

Philippinen mit Polen, Venezuela mit Ungarn, die USA

mit der Türkei?

Überall Populisten und Autokraten, gleichgeschaltete

Staatsmedien, willfährige Privatmedien, vereinzelte Mutige

im Gefängnis oder Exil und die Entfesselung im

Netz. Selbst die größten und traditionsreichsten Demokratien

schweben in Gefahr, vom Populismus gekapert zu

werden. Man kämpft mit dem Bild der Pandemie, sieht

morphogenetische Felder oder erahnt ein unterirdisches

Rhizom, das an weit auseinanderliegenden Orten eine

»illiberale Wende« auslöst, wie Jacques Rupnik das in der

Zeitschrift »Transit« genannt hat.

**148**

Vielleicht hilft, wie bei einem klassischen Horrorfilm,

ein Schnitt vom beunruhigenden, aber nicht leicht zu entschlüsselnden

Panorama hin zum Einzelnen, um zu studieren,

wie das Gift in die Diskurse dringt. Nehmen wir

die belgische Politologin Chantal Mouffe, eine höchst respektable

Intellektuelle, die vor Jahrzehnten zusammen

mit ihrem Mann Ernesto Laclau den theoretischen Klassiker

»Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion

des Marxismus« geschrieben hat. In dreifacher

Hinsicht ist sie interessant: Sie ist eine klassische Linke,

sie ist eine intellektuelle und einflussreiche Verfechterin

des Populismus und sie ist mit 74 Jahren nicht gerade die

Jüngste.

**Die Demokratie ist von vielen Feinden umstellt**

In Deutschland leidet die Debatte über den Populismus

allein schon daran, dass ihr Blick ausschließlich nach

rechts geht. Ob man »mit Rechten reden« solle, fragt eines

der erfolgreichsten intellektuell-politischen Bücher, die

2017 in Deutschland erschienen sind. Da ist der Fehler

schon passiert. Denn wer nur in eine Richtung blickt,

übersieht die Feinde im eigenen Rücken. Die Demokratie

ist von vielen Feinden umstellt. Sie kommen von links,

von rechts und von oben - wenn man religiöse Fundamentalisten

so verorten will.

Der Populismus ist auch nicht einfach eine »rechte«

Ideologie. Mouffe ist die erste, die das offen ausspricht:

Immer wieder verteidigt sie - wie auch der in deutschen

Feuilletons gefeierte Didier Eribon - die Klientel des

Front National und sogar die Partei selbst, die für sie zum

**149**

»agonistischen« Spiel der Demokratie gehört, also zum

harten Wettbewerb unterschiedlicher politischer Konzeptionen,

die die Demokratie überschreiten oder zumindest

radikalisieren wollen: »Ich glaube nicht, dass der Front

National die fundamentalen Institutionen der Demokratie

gefährdet«, sagte sie im Interview mit dem »Figaro«.

»Wer behauptet, der Front National sei keine republikanische

Partei, ist nicht kohärent. Denn wenn dies der Fall

wäre, müsste man ihn verbieten. Der Front National teilt

nicht meine Interpretation der Werte und der Gleichheit.

Aber seine Vision hat einen Platz in der agonistischen

Debatte.« Man könnte die Linke Chantal Mouffe die

Pasionaria der spanischen Podemos-Bewegung nennen.

Mouffe ist zudem eine Inspiratorin des linken französischen

Politikers Jean-Luc Melenchon, der 2017 in der ersten

Runde der französischen Präsidentenwahl auf knapp

20 Prozent der Stimmen kam - und damit nicht weit hinter

Emmanuel Macron oder Marine Le Pen lag.

Wer Populismus nur »rechts« ausmachen will, verkennt

nicht nur, dass viele populistische Bewegungen

»linke« Programme der sozialen Umverteilung ins Werk

setzen wollen, aus denen sie nur bestimmte Kategorien

der Bevölkerung als »Fremde« ausschließen wollen. Wer

so denkt, übersieht auch die oft gemeinsamen theoretischen

Ursprünge aller Populismen. Beide Seiten waren

schon immer wechselseitig voneinander fasziniert, nicht

selten haben Diskurse der Linken die Aktionen der Rechten

befruchtet. Stephen Bannon, der geschasste Ideologe

Donald Trumps, sagte in einem programmatischen Statement,

Trump habe nichts Anderes vor als die »Dekonst-

150

ruktion des Verwaltungsstaats«, und nahm damit eine Vokabel

in Anspruch, die im Poststrukturalismus entwickelt

wurde und die darauf zielte, die »großen Erzählungen«

abzuwickeln. So hatte es der arme Jacques Derrida sicher

nicht gemeint!

**Die Linke lernt von der Rechten**

Die Vorstellung, dass Realität eine Konstruktion sei, die

sich auch dekonstruieren lasse, sieht Kurt Andersen in

seinem Buch »Fantasyland. How America Went Havwire

« (Fantasyland. Wie Amerika durchdrehte) als eine der

Triebkräfte einer amerikanischen Rechten, die seit den

sechziger Jahren völlig gaga wurde und an die absurdesten

Verschwörungstheorien glaubte. Intelligentere Autoren

der Rechten machten sich zumindest Teile poststrukturalistischer

Theorien, die nach und nach den Konnex zur

Vernunft verloren, zu eigen. Sie teilten ganz gewiss nicht

den Relativismus der Linken. Aber sie nutzten die Idee

des *anythinggoes,* um ihren eigenen Ideen zur Geltung zu

verhelfen. Andersen: »Konservative kritisierten zurecht,

dass der Relativismus auf dem College-Campus nicht gestoppt

wurde. Als er sich aber über ganz Amerika verbreitete,

trug er dazu bei, auch die Herausbildung extremer

christlicher und anderer Ideologien zu ermöglichen, inklusive

Waffenhysterie, Black-Helicopter-Wahn, Klimaleugnung

und anderes mehr.«

Eine historische Erfahrung mag den Relativismus zusätzlich

bestärkt haben: Der Mauerfall hatte gezeigt, dass

ein real existierendes Gesellschaftsmodell einfach kollabieren

kann. Die korrosiven postmodernen Diskurse hat-

151

ten daran durchaus ihren Anteil. Zwar hatte Vaclav Havel

die Realität der sozialistischen Länder immer als die Lüge

bezeichnet, in der man nicht leben könne. Aber diese

Lüge hatte es doch geschafft, die Gesellschaften eines

ganzen Blocks von Staaten über Jahrzehnte unter ihrer

Herrschaft zu halten. Und so kam die Frage auf: Wenn

die eine Realität - mit der die westliche Linke überdies

immer eine »friedliche Koexistenz« gesucht hatte - fallen

kann, warum nicht auch die andere?

Der Verlust des Kriteriums für Lüge und Wahrheit,

der ein Hauptmerkmal populistischer Öffentlichkeiten

ist, hat also eine längere Vorgeschichte. Er ist nicht erst

ein Phänomen des Internetzeitalters. An die Stelle der

Unterscheidung von Wahr und Falsch trat in der akademischen

Linken schon seit den sechziger Jahren und auch

im Namen der Befreiungskämpfe die uralte konservative

Idee der Kulturen und der Identitäten. Den gleichen

Bannkreis des Respekts, den die Ideologen der akademischen

Linken um Gendertheorien, Antirassismus, den

»Dialog der Religionen« und den Postkolonialismus zogen,

ziehen nun auch die Rechten um ihre Ideen etwa des

Intelligent Design oder der Impfgegnerschaft. Die Inhalte

sind verschieden, die Methode ist die gleiche.

Doch wie die Rechte von der Linken gelernt hat, so

möchte Chantal Mouffe, dass auch die Linke von der

Rechten lernt. Der Populismus, erklärt sie ganz ungeniert,

kommt nicht ohne die Definition eines Feindes aus.

»Es gibt keine von vornherein festgelegte politische Identität

«, sagte sie dem »Figaro«, »das >wir< existierte in der

Politik nicht, bevor es konstruiert wurde. Ein >wir< definiert

sich stets durch ein >sie<. Diese >Anderen< sind nicht

unbedingt die Immigranten. Sie können auch als die

Kräfte des Neoliberalismus definiert werden.« Da versteht

es sich von selbst, dass sich Mouffe im selben Atemzug

von Jürgen Habermas' Idee einer in freiem Deliberieren

sich verfertigenden Demokratie distanziert. Ihr Schema

ist das von Freund und Feind, ihr Anti-Habermas ist der

klassische Autor der extremen Rechten, Carl Schmitt.

»Ich verlange von einem Theoretiker keine moralischen

Qualitäten«, erklärte sie der Zeitschrift »Les Inrockuptibles

«, »sondern intellektuelle Kraft. Und Carl Schmitt hat

nun einmal die beste Kritik der liberalen Theorie geliefert.

«

**Hitler kam ohne Facebook an die Macht**

Die Vorstellung, der gegenwärtige Populismus sei ein

gänzlich neues Phänomen und vor allem ein Phänomen

des Internets und der sozialen Netze, ist eine bequeme

Ausrede all jener, die von den Populisten zum »System«

und zum »Establishment« gerechnet werden. Da wird

ganz einfach der jüngste Gast im Raum, das Internet und

die sozialen Medien, verantwortlich gemacht. Und übersehen,

dass auch die alte Öffentlichkeit ein Hallraum der

Lügen wie der Wahrheit sein konnte. Wer meint, das

Netz fördere nur die Hysterisierung von Debatten, übersieht,

dass das Netz auch Wikipedia hervorgebracht hat,

eine formidable Wahrheitsmaschine, die bei allen Mängeln

doch beweist, dass eine hierarchiefreie Organisation

des Wissens möglich ist. Die Hysterisierung der Öffentlichkeit

ist dagegen wesentlich älter als das Netz, die

**152 153**

traditionellen Medien sind genauso begabt zur Aufstachelung

wie die neuen. Hitler ist ohne Facebook an die

Macht gekommen. Amerika ist das Land des Talk Radio

und der Fox News. Noch der Brexit wurde ganz wesentlich

von Boulevard-Zeitungen betrieben. Donald Trump

ist durchs Fernsehen groß geworden. Und Silvio Berlusconi

hat die gesamte Medienlandschaft Italiens umgebaut,

lange bevor er beschloss, Politiker zu werden.

Chantal Mouffe verficht theoretisch den Populismus.

Dabei spielt indes auch ihr Alter eine Rolle: Ihr Denken

ist wahrlich nicht von den neuen Medien befördert worden.

Sie ist eine klassische Linke, die mit dem Marxismus

nur gebrochen hat, um ein neues »wir« zu konstruieren.

Jenseits des steril gewordenen Klassengegensatzes

sucht sie neue Bündnisse, definiert neue Feinde und will

»den Affekten einen neuen Raum geben«. Die Linke,

sagt sie, »kann sich der Demokratie nur bemächtigen,

wenn sie einen eigenen Populismus entwickelt«.

Populismus ist nicht Neues. Neu ist dagegen, dass sich

Populisten in zum Teil virtuoser Weise des Netzes bedienen.

Bannon ist Blogger. Beppe Grillo und Melenchon

haben sich im Netz äußerst populäre Bastionen geschaffen

und können ihre Botschaften jenseits der klassischen

Medien verbreiten. Auch in Deutschland haben sich

Webseiten wie »Politically Incorrect«, »KenFM« des linken

Verschwörungstheoretikers Ken Jebsen oder die

»NachDenkSeiten« entwickelt.

**Ein Kampf der Alten gegen Alte**

Aber so aktiv sich diese Männer (Frauen kommen kaum

vor) des neuen Mediums Internet bedienen - es fällt auf,

dass die meisten Protagonisten des Populismus alt sind.

Trump ist 71, Beppe Grillo 69, Jean-Luc Melenchon 66,

von Berlusconi zu schweigen. Auch in Mittel- und Osteuropa

haben fast alle Hauptfiguren des Populismus -

Viktor Orbän, Jaroslaw Kaczynski, Andrej Babis - eine

Vergangenheit, die weit in die Zeit vor dem Mauerfall zurückreicht.

Fast alle derzeit aufploppenden Volkstribunen

blicken auf Jahrzehnte des politischen Kampfes zurück.

Und nur einer von ihnen, Gianroberto Casaleggio, der inzwischen

verstorbene theoretische Guru von Beppe Grillos

Fünf-Sterne-Bewegung, machte aus dem Internet

auch eine Ideologie. Alle anderen gehen ganz funktional

mit ihm um.

Der Erfolg der populistischen Bewegungen wird häufig

damit erklärt, dass die Parteien der Mitte breite Bevölkerungsschichten

vernachlässigten. So denkt auch Chantal

Mouffe, die jener Partei die Schuld dafür zuschiebt,

die für Extremisten seit eh und je der übliche Verdächtige

ist: die Sozialdemokratie. Aber man muss sich nur die

geifernden Pegida-Pensionäre und die Anhänger der Manif-

pour-tous-Bewegung, die in Frankreich gegen die

gleichgeschlechtliche Ehe auf die Straße gehen, vergegenwärtigen,

um zu der Einsicht zu kommen, dass es sich

hierbei vor allem um eine Revolte der Alten handelt. Sie

zündeln am Bestehenden, weil sie nicht verkraften, dass

ihnen die Teilhabe an der Zukunft verwehrt ist. Sie sind

stark, denn sie sind viele und gehen häufiger zur Wahl

**154 155**

als Jüngere, wie etwa das Brexit-Votum gezeigt hat. Es

gehört zu den Paradoxien populistischer Revolten, dass es

sich bei ihnen nicht immer, aber doch ziemlich oft um

Revolten von Alten gegen Alte handelt.

Statt immer nur zu klagen, wäre es sinnvoller zu fragen,

was die Mitte, die von allen Seiten drangsaliert wird

wie ein unbeliebter Primus auf dem Pausenhof, zum gegenwärtigen

Zustand der Debatte beigetragen hat. Hier

hilft ein Blick auf Deutschland, das sich seiner Stabilität

so rühmt, das aber nicht wahrnehmen will, dass eben diese

Stabilität eine der Ursachen des anschwellenden Bocksgesangs

sein könnte. »In Deutschland haben wir eine Parteienlandschaft,

die nach vielen guten Jahrzehnten des

entspannten Wechseins zwischen Halbrechts und Halblinks

nicht mehr der gesellschaftlichen Lage entspricht«,

schrieb Peter Unfried in der taz. In der Tat: There is no

Alternative (TINA). Auch Chantal Mouffe sieht in diesem

TINA den Quell des von ihr herbeigesehnten Populismus.

Doch statt es den Populisten gleichzutun und ebenfalls

die Globalisierung, die Flüchtlingskrise, das Internet,

das Finanzkapital, die Gottlosigkeit, den westlichen

Hedonismus oder den »Neoliberalismus« als Ursache allen

Übels zu bezeichnen, sollte die Mitte lieber auf sich

selber blicken. Ja, es ist gerade die Stabilität, die offensichtliche

Unveränderbarkeit der Strukturen, die die

Probleme mit verursacht. Es gibt nicht nur ein Altern der

Bevölkerung, es gibt auch ein Altern der Strukturen.

Die bröckelnden Autobahnbrücken aus einer zuversichtlicheren

Zeit sind dafür nur ein besonders augenfälliges

Beispiel.

**156**

**Der Fluch der Stabilität**

Peter Unfried hat recht mit seinem Hinweis auf die Diskrepanz

zwischen Parteienlandschaft und gesellschaftlichen

Gegebenheiten. Diese Diskrepanz betrifft in

Deutschland jedoch nicht nur die Parteien. Überall hat

man den Eindruck, dass die Macht der Apparate in einem

Missverhältnis zur Identifikation der Bürger mit ihnen

steht. Ein Beispiel ist der in Deutschland exorbitante Einfluss

der Kirchen. Obwohl ihnen kaum mehr die Hälfte

der deutschen Bevölkerung angehört, schwimmen die

Kirchen im Geld. Denn die Einnahmen durch die Kirchensteuer,

die der Staat einzieht, wachsen trotz der vielen

Austritte stetig weiter, sind sie doch an die - dank der

zurzeit blendenden Konjunktur - steigenden Einkommen

gebunden.

Ein ähnliches Missverhältnis besteht bei den öffentlich-

rechtlichen Sendern. Sie bekommen acht Milliarden

Euro im Jahr - genauso viel wie alle von Ländern und

Gemeinden finanzierten Kulturinstitutionen. Aber das

Durchschnittsalter des Publikums der Offentlich-Rechtlichen

liegt weit höher als der ohnehin schon recht hohe

Bevölkerungsdurchschnitt. Obwohl Jugendliche das Fernsehen

immer weniger nutzen, muss auch der i8-j ährige

Lehrling zahlen. Kann man ernsthaft behaupten, eine

solche Institution repräsentiere die Bevölkerung?

Doch obwohl diese Strukturen offensichtlich unsinnig

sind, ist es derzeit kaum vorstellbar, dass sie verändert

werden. Denn die großen Apparate sind ja zum Teil mit

der Gesellschaft identisch, zumindest aber eng verbunden.

An ihnen hängen riesige Interessen. Allein die

**157**

Öffentlich-Rechtlichen haben 25.000 Festangestellte und

ebenso viele freie Mitarbeiter. Caritas und Diakonie, die

christlichen Wohlfahrtsorganisationen - betrieben von

den Kirchen, bezahlt von der Allgemeinheit, aber dennoch

mit eigenem Arbeitsrecht ausgestattet - sind mit

mehr als einer Million Beschäftigten die größten Arbeitgeber

Deutschlands. Wie viele Menschen in Deutschland

sind wohl nur deswegen in der Kirche, weil sie für eine

ihrer Institutionen arbeiten?

Die Repräsentanten der Apparate reagieren, wie sie

müssen: Sie rechtfertigen sich, teils mit guten Argumenten

(never change a winning team), teils mit Arroganz. Es

geht nicht darum, die Institutionen der Mitte grundsätzlich

in Frage zu stellen, aber sie sollten sich nicht mit der

Gesellschaft verwechseln. Die Frage ist, wie präzise die

Wahrnehmung aus dem Inneren der Festungen auf das

Volk »da unten« noch ist. Natürlich bilden diese Institutionen

einen Großteil der Öffentlichkeit - genau das ist

aber ein Teil des Problems: Keine »hartaberfair«-Debatte

über Sinn und Zweck der Öffentlich-Rechtlichen.

Woran liegt's? Am langen Frieden, wie vor 1914? Auch

in anderen Ländern treiben die Populisten ihren Keil zwischen

Institutionen und Gesellschaft. Teilweise haben sie

die Institutionen schon ausgehebelt: In den USA konnte

Donald Trump Präsident werden, obwohl Hillary Clinton

eine beträchtliche Mehrheit von drei Millionen Stimmen

hatte. Die Amerikaner haben Trump sozusagen gar nicht

gewählt. Schuld ist ein Wahlsystem aus dem 19. Jahrhundert,

das offensichtlich nicht reformierbar ist und das den

Fly-Over-Staaten ein nicht zu rechtfertigendes Überge-

**158**

wicht gibt. Über den Riss zwischen Institutionen und

Gesellschaft in Frankreich muss man kaum mehr reden:

So übermächtig ist der Staatsapparat und die eine Hälfte

der Bevölkerung, die an ihm hängt, während die andere

— die Jugendlichen aus den Banlieues, die kleinen Unternehmer

und die zornigen katholischen Provinzler — von

der Pariser Elite gesnobbt wird. Von Emmanuel Macrons

Antworten wird eine Menge abhängen.

**Ein Populismus der Mitte?**

Macron ist der interessante Fall eines Populisten der Mitte

- eine Vokabel, die man beiseite wischen will, kaum hat

sie sich aufgedrängt. Denn Populisten sind Kräfte der

Zerstörung, sie sind durch ihren Hass auf die Mitte getrieben

und haben noch nie irgendeine plausible Alternative

formuliert. So einer ist Macron natürlich nicht, er betreibt

keine Sündenbock-Politik. Aber einige Elemente

des Populismus hat er adaptiert, etwa die Organisation

seiner Partei als Bewegung, das »Ni-Ni« (weder links noch

rechts), sein Verhältnis zu den Medien und vor allem - am

bedenklichsten - den Narzissmus seiner Selbstinszenierungen.

Und doch verkörpert er die Hoffnung, dass die

Apparate die Kraft haben können, den Riss zu schließen.

Was heißt das alles für die Zukunft von Öffentlichkeit?

Ihr wichtigstes Kriterium muss sein, dass sie zwischen

Wahr und Falsch unterscheidet — nicht zwischen

Freund und Feind. Streit muss zugelassen werden, mit

Sprechverboten darf nicht hantiert werden. Die Mitte ist

ein Grat, von dem man nach beiden Seiten abrutschen

kann: in »rechten« und in »linken« Populismus. Dass sich

**159**

mit dem Internet ein neuer Experimentier- und Hallraum

für Öffentlichkeit öffnet, ist nicht nur eine Gefahr, sondern

auch eine Chance. Es gilt, das Internet als einen

solchen öffentlichen Raum gegen übergriffige Plattformkonzerne

wie Google und Facebook zu verteidigen.

160

**Was heißt *es,* wenn alles**

**sichtbar wird?**

Über Politik in Zeiten der

totalen Transparenz

**von Bernhard Pörksen**

Man kann die Effekte einer neuen Medienmacht erkennen,

wenn man ein paar Szenen und Geschichten, ein

paar Bilder und Berichte aus dem täglichen Strom der

Nachrichten herausgreift und für einen Moment innehält.

Ganz so, als würde man einen gerade noch hektisch zuckenden,

alle Konzentration fordernden Film anhalten,

um dann das Gezeigte in einem Moment der Verlangsamung

erst wirklich zu sehen und zu begreifen. Was ist

eigentlich passiert?

Die erste Szene, das erste Bild: Da ist der Ministerpräsident

Winfried Kretschmann auf dem Bundesparteitag

der Grünen im Juni 2017; er spricht mit dem Abgeordneten

Matthias Gastel. Und Kretschmann gerät in Rage; er

ist erbost, weil er das von Parteifreunden proklamierte

Ziel, bereits im Jahre 2030 von Verbrennungsmotoren auf

die Elektromobilität umzusteigen, für einigermaßen unrealistisch

hält - eine Selbstfestlegung, die der Partei bei

den anstehenden Wahlen massiv schaden wird, so sein

Argument. Es ist ein internes Gespräch, das hier stattfindet,

ein Austausch im Vertrauen auf Diskretion. Gleichwohl

wird der Wutausbruch am Rande des Parteitages

161

vom Autor einer rechtspopulistischen Plattform gefilmt

und online verbreitet. Und plötzlich steht der Vorwurf im

Raum, die Geschlossenheit und Einigkeit der Partei sei

lediglich eine große Inszenierung, eine Show für die Medien.

In vermeintlich unbeobachteten Momenten ginge es

ganz anders zur Sache. Zahllose Journalisten greifen die

Geschichte auf.

Die zweite Szene, das zweite Bild: Da ist Sigmar

Gabriel, der Vizekanzler, der Sebastian Edathy am Abend

des 16. November 2013 die folgende Kurz-SMS schickt:

»Gern:))«. Das ist schon fast alles. Edathy hat ihn ein paar

Minuten zuvor, ebenfalls per SMS, gefragt, ob er an ihn

denken würde, sollte mal wieder ein Job zu vergeben sein.

Dann jedoch veröffentlicht er diese und andere Botschaften

aus dem Jahre 2013 im *stern -* Edathy steht zu diesem

Zeitpunkt im Verdacht, kinderpornographisches Material

gekauft zu haben, Gabriel war frühzeitig informiert. Und

mit einem Mal wirken solche Botschaften nun anders,

seltsam, irgendwie bizarr. Der Doppelsmiley aus der SMS

wird nun als Indiz eines Intrigenspiels mit einem potenziellen

Verbrecher interpretiert. Vielleicht trifft das zu;

vielleicht handelt es sich aber auch um eine gut gemeinte

Ad-hoc-Nachricht, die einen Menschen stützen soll, der

sich in Richtung Abgrund manövriert hat und von dem

man nicht weiß, ob er gleich springt. Das alles ist unklar.

Aber die alte SMS-Nachricht schillert im neuen Kontext

mit einem Mal böse und diffus.

Die dritte Szene, das dritte Bild: Da ist der Grünen-

Politiker Cem Ozdemir auf seinem Balkon in Berlin-

Kreuzberg, neben ihm eine Hanfpflanze, vielleicht eine

**162**

Achtlosigkeit, vermutlich jedoch ein bewusst gesetztes,

dann aber außer Kontrolle geratenes Signal, ein bisschen

Schleichwerbung für die Legalisierung von Cannabis. Die

Videokamera läuft. Gleich wird er sich einen Kübel mit

Eiswasser (»Ice Bücket Challenge«) über den Kopf schütten,

dann alles online stellen. Im Netz kommt eine

Debatte auf: Was ist das überhaupt für ein Gewächs, für

eine Pflanze? Eine Zeitung forscht nach, Cem Ozedemir

erklärt sich. Die Medien melden: »Verdacht auf Anbau

von Betäubungsmitteln«. Das Ermittlungsverfahren, das

im Fortgang der Ereignisse beginnt, wird irgendwann

wieder eingestellt.

Und schließlich die vierte Szene, das vierte Bild: Da ist

Sahra Wagenknecht, die Linken-Politikerin. Sie tafelt an

einem Sommerabend im Jahre 2010 im Straßburger Restaurant

»Aux Armes«. Es gibt Hummer, jede Menge

Hummer. Linken-Chef Lothar Bisky ist auch da, ebenso

die Europaabgeordnete Feleknas Uca, die ein paar Fotos

mit ihrer Kamera macht. Am nächsten Tag kommt eine

Mitarbeiterin von Sahra Wagenknecht bei Feleknas Uca

vorbei und leiht sich unter einem Vorwand die Kamera.

Wagenknecht löscht eigenhändig alle Bilder, die sie zeigen.

Aber das nutzt nichts, denn Uca ist sauer und dokumentiert

die Lösch-Aktion in einer Protokollnotiz. Die

Folge ist, dass nun Medien landesweit über »die schöne

Sahra und die Hummer-AfFäre« *(Süddeutsche Zeitung)*

berichten. Dies alles schlummert heute in den Archiven.

Sollte sich die Politikerin noch einmal einen ähnlichen

Patzer leisten, wird die Geschichte erneut auftauchen, als

Beweis eines irgendwie halbseidenen, charakterlich bedenklichen

Kontrollzwanges.

Offensichtlich ist, dass die einzelnen Politiker hier

selbst ihren Anteil haben — im Zweifel war Winfried

Kretschmann für ein paar Minuten unvorsichtig und hat

die auf dem Parteitag herumstehenden Kameras übersehen.

Und Sebastian Edathy wollte sich vermutlich für sein

selbst verschuldetes Unglück rächen, Cem Özdemir zielte

womöglich auf die Provokation und Feleknas Uca auf ein

bisschen Ärger. Das alles mag sein, aber das ändert nichts

an der grundsätzlichen Diagnose. Denn es ist ein alle

Lebenssphären durchdringender medialer Imperativ, ein

neuer Typus von Macht, der in diesen vier Bildern —

Schlüsselszenen einer Totalausleuchtung der politischen

Existenz in der digitalen Moderne - offenbar wird. Die

elementare Wirkung dieses Imperativs besteht darin, dass

die Schonräume der Intransparenz, die Sphären der Unscharfe

und der Unbefangenheit verschwinden, weil alle

permanent beobachtet, gefilmt oder fotografiert werden,

weil alle senden und posten und die Archive der Gegenwart

mit frischem Material versorgen. Im Verbund mit

den klassischen Medien und einem aktiv gewordenen Publikum

entsteht auf diese Weise eine grell überbelichtete

Welt, ein riesenhafter Big-Brother-Container, ein monströses,

von allen Seiten aus einsehbares Aquarium, in dem

kaum noch etwas verborgen bleibt.

Die Medienmacht, die in der analogen Sphäre noch

ein klar identifizierbares Zentrum besaß, ist plötzlich

überall. Sie wandert von der Person und der einzelnen Institution

zur Situation. Sie steckt im Smartphone und in

**164**

der Digitalkamera. Sie offenbart sich in millionenfach

geklickten Spottvideos auf YouTube und wird in der

plötzlich aufschäumenden Wutwelle und im Shitstorm

sichtbar, den Politiker fürchten. Und sie zeigt sich in Form

eines hochnervös reagierenden Wirkungsnetzes, eines

weltumspannenden Nervensystems, das man nur leicht

reizen muss, um kaum noch eingrenzbare Erregungsschübe

zu erzeugen, Impulsgewitter, die vielleicht in den

sozialen Netzwerken beginnen, sich online in hektisch

pulsierenden Live-Tickern fortsetzen, um schließlich im

Radio, in Fernsehsendern und Zeitungen zu einem grausamen

Höhepunkt zu gelangen. Das ist, Resultat eines informationstechnisch

möglich gewordenen Zusammenspiels

der unterschiedlichsten Kräfte, die eigene Macht

der Situation. Das ist die besondere Gewalt aus Taktung

und Tempo, Frequenz und Vernetzung. Dieser Machttypus

braucht keine Kampagnen mehr und keine bösen Absichten

(auch wenn es die natürlich noch gibt), sondern es

reicht mitunter ein erster, minimaler Impuls, der zündet

und plötzlich zum großen Drama explodiert. Man denke

nur, um einen Fall mit Weltwirkung zu erwähnen, an

Hillary Clinton, die 2016 bei Feierlichkeiten für die Opfer

des Anschlags vom n. September einen Schwächeanfall

erlitt. Ein zufällig Anwesender filmt sie mit dem Smartphone,

postet das Video, das kurz darauf den medialen

Mainstream und schließlich die allgemeine Öffentlichkeit

erreicht. »Hillary Clinton collapsing« — so lauten die

plötzlich emporschießenden Google-Suchanfragen in

der Hochphase eines von Schmutzattacken und nackter

Aggression geprägten Wahlkampfes.

**165**

Die unmittelbare, für jeden erkennbare Folge einer

solchen medialen Überbelichtung des politischen Lebens

besteht darin, dass Inszenierungsbrüche, banale Normverletzungen

und echte, gesellschaftlich relevante Enthüllungen

permanent bekannt werden. Mal sind es unbeherrschte

Gesten, mal blödsinnige, kontextfrei begutachtete

Tweets, mal längst gelöscht geglaubte Wutnachrichten

auf einer Mailbox, die für Aufsehen sorgen. Das ist im

Konkreten nicht einfach nur schlecht, denn natürlich

werden im Tremolo der Dauer-Entlarvung auch echte

Skandale und wirkliche Sauereien offenbar, von denen

eine informierte Öffentlichkeit wissen muss. Aber in der

Summe verschärft die totale Sichtbarkeit eine ohnehin

grassierende Politikverachtung, die sich aus der Tatsache

ergibt, dass das Publikum (nach der Negativfilterung

durch die Medienmaschine) schlicht zu viel Unangenehmes

und Bizarres weiß, um noch vertrauen oder gar zu

einem Politiker aufblicken zu können.

Was an strategischer Raffinesse und Imagepolitik -

von wichtigtuerischen Kommunikations- und Politikberatern

in die Welt hinaus geblasen - offenbar wird, erzeugt

den Eindruck eines endlosen, von persönlichen

Egoismen regierten Machtspiels, bei dem es eigentlich nie

um die Sache geht. Was an parteiinternem Streit öffentlich

wird, nährt ein Gefühl der Zerrüttung - als würden

skrupellose Egomanen, die man zufällig in dieselbe Partei

hineingezwungen hat, aufeinander eindreschen oder doch

beständig einander auflauern, um den Gegner möglichst

effektiv zu vernichten. Was an gelebter Kleingeistigkeit

bekannt wird, zementiert das Bild des Absurden und

**166**

Lächerlichen und zerstört die Aura des Rätselhaften und

pathetisch Geheimnisvollen, von der der Charismatiker

lebt. Eigentlich kann man, so die Schlussfolgerung, die

ganzen Poser der Politik nicht mehr wirklich ernst nehmen,

kann sie nicht mehr feiern und bewundern, sondern

nur noch als tricksende Normalos wahrnehmen, die man

für ihre beschämende Alltäglichkeit, ihre unbeherrschten

Gesten und Flunkereien verachten muss. Das ist - aus der

Sicht des Publikums betrachtet - der Meta-Effekt einer

Medienwelt, in der, wie der Soziologe Erving Goffman

sagen würde, die Unterscheidung von Vorder- und Hinterbühne

kollabiert und jede Peinlichkeit in Nahaufnahme

sichtbar wird.

Für den Politiker selbst bedeutet die Erfahrung permanent

drohender Öffentlichkeit eine drastisch-dramatische

Verwandlung des eigenen Lebensgefühls. Man muss

nun wirklich aufpassen, und zwar immer. Es entsteht eine

Art Big-Brother- und Aquarium-Gefühl, das von der

permanent drohenden Eventualität handelt, dass man gerade

jetzt beobachtet und kurz darauf attackiert werden

könnte. Was macht der Parteifreund mit seinem Smartphone,

sticht er soeben womöglich die Ergebnisse interner

Beratungen aus einer laufenden Sitzung an Journalisten

durch? Kann man in der Nacht noch an einen Kiosk gehen,

um beispielsweise eine Flasche Wodka zu kaufen?

Oder sollte man dies unterlassen, wie der einstige Hamburger

Bürgermeister öle von Beust in einem Interview

gestand, weil zuerst ein Leserreporter mit seiner Kamera

kommen könnte und dann die Schlagzeile: »Trinkt öle?«

Was heißt es, wenn man weiß, dass jede klare Positionie-

**167**

rung und moralische Festlegung, jede aus dem Moment

entstandene Rede und jede große Reformerzählung allgemein

zugänglich in den Archiven des Netzes schlummert,

um eines Tages zu neuem Leben erweckt zu werden?

Ganz nach dem Motto des gängigen Entlarvungsspiels:

Seht her, das sind doch Widersprüche, Indizien der Inkonsequenz,

Beweise, dass hier mal wieder einer oder eine

an den selbst gestellten Ansprüchen scheitert!

Die Konsequenz derart unkalkulierbarer Fernwirkungen

in der zerfließenden Situations- und Kommunikationsgeographie

des digitalen Zeitalters besteht darin, dass

man nicht mehr weiß, auf welcher Bühne man gerade

steht und vor welchem Publikum man eigentlich spricht.

Es entsteht eine Art *Zwischenbühnen-Verhalten* (Joshua

Meyrowitz), das von der Idee geleitet wird, sich situationsübergreifend

möglichst unangreifbar zu machen. Die

Flucht in die Floskel, eine möglichst blasse Rhetorik, das

stete Bemühen, öffentliche Erregung durch glatte Präsentationen

zu vermeiden und die permanente Selbstzensur

in Richtung des ohnehin gerade Konsensfähigen erscheinen

vor diesem Hintergrund als konsequente Reaktion,

als Strategie der smarten Vermeidung von Provokationen.

Bloß nicht auffallen! Bloß nicht die Kontrolle verlieren in

diesen unkontrollierbaren Zeiten, niemals Privates preisgeben,

das über brave Belanglosigkeiten hinausginge - so

lautet die Konsequenz.

Kurzum: Die umfassende Medienpräsenz des digitalen

Zeitalters erzwingt im strikten Kontrast zu der gegenwärtigen

Verherrlichung von Authentizität und Kantigkeit

das genaue Gegenteil, nämlich die möglichst perfekte

**168**

Inszenierung, die sprachliche Unauffälligkeit und das

konzeptionell-programmatische Ungefähre. Sie bringt

den um sein Ansehen fürchtenden Politiker dazu, nach

Schutzhüllen zu suchen, an denen eine schweifende Erregungsbereitschaft

und der lauernde Furor abgleiten könnten.

Und sie verhindert das programmatische Wagnis, das

Denken in der langen Linie einer großen, womöglich -

um Himmels willen! — sogar kontroversen Idee. Denn wer

sich kaum festlegt, lässt sich auch nicht festlegen und an

den Marterpfahl eigener Ansprüche fesseln; er hält sich

alle Optionen offen und kann als Medienchamäleon bei

Bedarf die Farbe wechseln. Für Zyniker ergibt sich daraus

der allgemeine Ratschlag: Simuliere Authentizität, inszeniere

Kantigkeit, rhetorische Schlagkraft! Aber bleibe

doch im Letzten diffus, um die potenzielle Abweichung

vom selbst proklamierten Ideal zu minimieren!

Was sollte man auch sonst tun? Es gab einmal eine erfolgreiche

Partei, die ein paar Sommer lang versucht hat,

alles anders zu machen, authentische Berührbarkeit in

Zeiten der totalen Transparenz zu erproben. Das waren

die Piraten, die experimentell nachgewiesen haben, dass

man unter solchen Bedingungen äußerer und innerer

Überbelichtung sehr rasch verglüht - und wenig mehr

übrigbleibt als Erschöpfung, Hass und verzweifelte Desillusionierung.

Das heißt, die totale Offenheit kann man

niemandem wirklich empfehlen. Sie befördert oder beschleunigt

den eigenen Untergang. Natürlich ist auch der

Rückzug aus der Medienwelt keine irgendwie plausible

Idee, die man Politikern anraten könnte. Und selbstverständlich

wird die Dauer-Veröffentlichung irgendwelcher

169

Fehlleistungen auf kaum zügelbare Weise weitergehen,

werden wir morgen schon von einem skandalösen Facebook-

Posting oder einer lächerlichen, missverständlichen

Geste und einer neuen »Mittelfmger-Affäre« erfahren, die

erneut die öffentliche Erregung munitioniert. Der einstige

SPD-Kanzlerkandidat Martin Schulz erlebte in den

Wochen und Monaten nach der Bundestagswahl 2017,

was es bedeutet, wenn man die Hinterbühne komplett

freigibt für die Langzeitbeobachtung durch einen Reporter:

Man wird das fatale Image des Falschspielers, der sich

von einer Armee von opportunistischen Beratern drangsalieren

lässt, nicht mehr wirklich los - und stürzt im

Extremfall eines Tages über den Eindruck der Werteinkonsistenz

und der Führungsschwäche.

Erneut muss man - nun nicht aus einer realistischen,

sondern aus einer idealistischen Perspektive — fragen: Was

tun? Es sind die Medienmacher und das Publikum selbst,

die in dieser Situation ihre Maßstäbe zur Beurteilung des

politischen Personals überdenken müssen. Sie müssen lernen,

mit Normalsterblichen zu leben, die Fehler machen,

eitel sind und manchmal erschöpft, übellaunig und unbeherrscht

und deren Frisur, Vorleben oder Gesamtpersönlichkeit

einem nicht notwendig gefallen. Perfektionsideale

und infantile Ursehnsüchte nach Heiligen und Lichtgestalten

sind ein robustes Indiz dafür, dass man die

aktuelle Medienwirklichkeit nicht begriffen und das vielschichtige,

moralisch schillernde Wesen des Menschen

nicht verstanden hat. Wer seine Maßstäbe ins Übermenschliche

dehnt, kann in der gegenwärtigen Situation

zwar permanent weitere Kandidaten auf die öffentliche

**170**

Streckbank legen, ruiniert aber nebenbei den Berufsstand,

weil eine politische Karriere zum endgültig unwägbaren

Risikospiel wird, von dem man jedem, der irgendwie bei

Verstand ist, dringend abraten muss.

Was wäre, idealistisch gesprochen, das Gebot der

Stunde? Zum einen braucht es eine neue Toleranz und die

Einsicht, dass Stilfehler alltäglich, unvermeidlich und damit

normal werden, wenn die Kontexte verschwimmen.

Zum anderen ist es wenig sinnvoll, das Ideal der Transparenz

weiterhin derart pauschal zu feiern. Transparenz ist

ein *instrumenteller* und kein *absoluter* Wert (siehe Evgeny

Morozov). Transparenz ist ein Mittel zum Zweck und nötig,

um echte Skandale aufzuklären, Verantwortung und

Rechenschaft einzufordern, notfalls zu erzwingen. Das

muss man betonen, unbedingt. Heute braucht Politik jedoch

- nötiger denn je — *Schutzzonen der Intransparenz,*

um ihre Autonomie zu bewahren. Sie benötigt Reservate

der Reflexion und des unbeobachteten, befreiten Sprechens,

die erst die Voraussetzung sind für produktive

Denk- und Diskursexperimente und eine im besten Sinne

visionäre Programmarbeit. Und sie ist auf Sphären des

unbeobachteten Austausches angewiesen, will man nicht

neue Formen der Anpassung und des Konformismus

erzeugen. Den Typus des Angstpolitikers, der nur vorsichtig

abtastet, was gerade Mode ist, um dann auf der

momentan aktuellen Meinungswelle zu surfen, kann

niemand wollen.

**171**

**Literatur**

Joshua Meyrowitz, Redefining the Situation.

Extending Dramaturgy into aTheory of Social Change

and Media Effects, in: Stephen H. Riggins (Hg.),

Beyond Goffman. Studies on Communication,

Institution, and Social Interaction, Berlin/New York 1990

Evgeny MOTOZOV, Smarte neue Welt. Digitale Technik

und die Freiheit des Menschen, München 2013

**172**

**In Ruhe gelassen werden**

Über Bedingungen von Urbanität

und distanzierter Verbundenheit

**von Armin** Nassehi

Wer über Öffentlichkeit redet, redet meist über die öffentliche

Rede, also darüber, ob ein Redner Öffentlichkeiten

im Sinne einer großen Zahl von Adressaten erreichen

kann. Sich Öffentlichkeit zu verschaffen, ist eine der Bedingungen

moderner Demokratien, denn nur in solchen

Öffentlichkeiten ist jener »gut informierte Bürger« denkbar,

der richtige Wahl-, gute Kauf- und überlegte ästhetische

Entscheidungen treffen soll.

All das ist eine Grundbedingung, die in stark den Gesetzen

der Medien unterworfenen Gesellschaften nicht

nur gegeben ist, sondern womöglich sogar übertrieben

wird, wenn die »öffentliche« Erreichbarkeit von jedem für

jeden bisweilen zu mehr Verwirrung als Informiertheit

führt. Wenn es freilich um die Gefährdungen von Öffentlichkeit

und Öffentlichkeiten geht, ist dies nicht das

entscheidende Problem. Ich möchte im Folgenden von

einer anderen Art Öffentlichkeit handeln, nämlich von

Öffentlichkeit, wie Helmuth Plessner sie in seinem Buch

»Die Grenzen der Gemeinschaft« von 1924 definiert:

Öffentlichkeit ist so verstanden der soziale Verkehr zwischen

unverbundenen Menschen. Öffentlichkeit ist diejenige

gesellschaftliche Sphäre, in der wir unsere Hand-

**173**

lungen letztlich mit Fremden koordinieren. Es ist die

Sphäre moderner Zivilisiertheit, die sich radikal von starker

Gemeinschaftlichkeit und Verbundenheit unterscheidet.

Der Zivilisationsstand einer Gesellschaft entscheidet

sich nicht in der Sphäre der intimen Verbundenheit und

starken Gemeinschaftlichkeit, sondern in dieser Sphäre

der Unverbundenheit, in der wir miteinander leben.

Plessners Definition dieser Sphäre erinnert stark an

das Städtische, an Urbanität, denn Städte sind die Orte,

an denen wir unsere Handlungen mit Anderen koordinieren,

mit denen wir im Modus einer relativen Unverbundenheit

verbunden sind. In den Städten wohnen nicht

Brüder und Schwestern miteinander, nicht (Volks-)

Genossen und nicht Schicksalsgemeinschaften, sondern

Bürgerinnen und Bürger in einer zivilisatorisch angemessenen

Distanz. Wer also über die Zukunft der Öffentlichkeit

und die Zukunft ihrer Zivilisationschancen nachdenken

will, stößt auf die Zukunft der Städte, auf Urbanität.

Und wer über die Zukunft der Städte reden will, muss

zunächst über die Vergangenheit des Städtischen reden.

Als Wahlmünchner und bayerischer Staatsbeamter muss

ich also über Maximilian Josef Graf von Montgelas reden,

über jenen genialen Verwaltungsreformer, der von 1799 bis

1817 Minister unter Kurfürst Maximilian IV., dem späteren

ersten König Bayerns, war. Montgelas hat radikale

Reformen gewagt. Ich greife eine der unspektakulärsten

heraus, nämlich die Vereinheitlichung von Gewichten,

Maßen und Geldwährungen. Das ist zunächst nichts, was

sich besonders bedeutend anhört. Und es gehört tatsächlich

zu den eher unspektakulären Erfolgen des Grafen.

**174**

Worauf es aber hinweist, ist dies: Wenn man nach Vereinheitlichungen

sucht - selbst wenn es dabei nur darum

geht, dass man messen kann, wie viel Bier im Glas oder

wie viel Sauerkraut im Fass ist —, verweist das darauf, dass

offensichtlich ganz unterschiedliche Interessen, Erwartungen,

Maßstäbe und Perspektiven aufeinandertreffen.

Warum muss man das wissen? Zu wissen, wie viel

Sauerkraut im Fass und wie viel Bier im Glas ist, ist ein

Zeichen von Urbanität. Es entlastet den Biertrinker ebenso

wie den Sauerkrautenthusiasten davon, den Bierwirt

oder den Sauerkrauthändler persönlich genauer kennen zu

müssen. Man kann nun neutral, gewissermaßen durch

ausgeschlossene dritte Maße, messen, ob man übervorteilt

wird oder nicht. Man kann auch woanders Bier trinken

und anderes Sauerkraut kaufen. Und sowohl Käufer

als auch Verkäufer profitieren von diesem Dritten, von

diesem Allgemeinen, das es ihnen ermöglicht, nicht dem

Gegenüber, sondern den Regeln, den Maßen, den Währungen

trauen zu können, abstrakten Größen also, nicht

konkreten Leuten. Händler und Sauerkrautkunde, Bierwirt

und Trinker können sich, wenn sie wollen, fremd

bleiben — das ist Urbanität, und das hat der Reformer

Montgelas in Bayern und München mit ermöglicht, mit

all den anderen Vereinheitlichungen und Verallgemeinerungen,

die die blühenden Nationalstaaten des frühen

19. Jahrhunderts so erfolgreich gemacht haben: die Etablierung

des Berufsbeamtentums, der Vorrang der Staatsbürgerrolle

vor der Konfession, persönliche und ökonomische

Freizügigkeit usw. Und all das konzentrierte sich

spätestens mit der Vernationalstaatlichung des Politischen

**175**

und Administrativen, der Verbetrieblichung des Wirtschaftens

und der Verschulung der Bildung in den Städten

- in Bayern war das vor allem München.

Was in den Städten geschah, war eine Umkehrung der

alten Welt. Diese war eher auf Homogenität aufgebaut

oder wenigstens auf Undurchdringlichkeit der Grenzen.

Jetzt begegnen sich die Menschen in all ihrer Unterschiedlichkeit.

Das macht die Kraft, auch die Erotik des

Städtischen aus, durch die es zum Zentrum von Modernisierung

wurde. Das Mannigfaltige, das Unterschiedliche

rückt in der Stadt nahe zusammen, wird aufeinander bezogen,

befindet sich in unmittelbarer Wechselwirkung in

Echtzeit. Es ist nun kaum mehr möglich, die getrennten

Sphären auch voneinander getrennt zu belassen. Sie synchronisieren

an einem Ort, was sachlich unterschiedlich

ist - Wirtschaft und Politik, Bildung und Kunst, Wissenschaft

und Religion, Stile, Meinungen, Lebensformen

usw. Städte waren deshalb stets der Ort, an dem sich der

*logos,* das Wort entfaltete, und zwar in dem Sinne, dass

hier Öffentlichkeiten entstanden sind. Öffentlichkeiten

im Sinne der Beobachtbarkeit des Anderen und der permanenten

Gefahr kommunikativer Negation, als Widerspruch

und als Erfahrung sozialer Ungleichheit — zum

einen weil Wohlhabende und Arme näher zusammenrückten,

zum anderen auch deshalb, weil Städte mit dem

Siegeszug nationalstaatlicher und nationalökonomischer

Modernisierung zu den Orten wurden, an denen sich

die neue, an Erwerbsarbeit orientierte Form moderner

Lebensweisen entwickelte.

**176**

Schon Aristoteles hatte in seiner Bestimmung des

Menschen als eines *zoon politikon* das Städtische, das Politische,

also: die *polis* von der *oikia,* dem Haus, getrennt

- letztere der Bereich der Tradition und der Routine, der

Herrschaft des Mannes und der unbefragten Solidarität

der Familie, erstere der Raum, in dem die Reziprozität des

Wortes für gesellschaftliche Ordnung sorgt. Hannah

Arendt hat das aristotelische *zoon logon echon,* das sprechende

Lebewesen, in diesem Sinne nicht als anthropologisches

Fundament aufgefasst. Denn im Besitz des *logos*

waren nur die männlichen Bürger einer Polis, für die das

außerhäusliche Sprechen das entscheidende Geschäft war,

ein Geschäft, das über das Medium sprachlicher Kommunikation

jene Einheit des Gemeinwesens herzustellen

hatte, die man im privaten oder sakralen Bereich eher

durchs Schweigen und durch die Vermeidung von Widerspruch

und Kritik immer schon voraussetzen konnte.

Die *oikia,* das ist der Raum der Vertrauten, der Unverwechselbaren,

der alternativlos Zugehörigen, der Blutsverwandten,

derer, die nichts entscheiden können und

deshalb nichts sagen müssen. Für *die polis* dagegen, in der

ums Gemeinwohl gekämpft wird, in der es um Lösungen

für alle, um kollektiv verbindliche Entscheidungen geht,

in der es um demokratische Lösungen, um den Gebrauch

der Freiheit geht, sind solche alternativlosen und schweigsamen

Zugehörigkeiten eher schädlich. Städtische Lebensformen

sind nur deshalb möglich, weil sich in den

Städten vor allem Fremde begegnen. Es klingt auf den

ersten Blick vielleicht paradox, aber gerade in den Ballungsräumen,

in denen sowohl räumliche Nähe als auch

**177**

funktionale Abhängigkeiten voneinander extrem gesteigert

werden, werden die Grenzen der Gemeinschaft im

Sinne Plessners, wird die Unmöglichkeit, das gesellschaftliche

Leben auf direkte persönliche Reziprozität

aufzubauen, besonders deutlich. Distanz und persönliche

Neutralität treten an ihre Stelle. Um es auf eine Formel zu

bringen: Nur, weil man reden, argumentieren, deliberieren

könnte, wird Schweigen und Distanzierung überhaupt

eine Option.

Die Urbanität der Städte lebt vom bürgerlichen Privileg,

in Ruhe gelassen werden zu können. Nur in Städten

kann es gelingen, hunderten von Fremden zu begegnen

und niemand von ihnen bedrohlich zu finden. Nur in

Städten kann man wirklich allein sein - weil so viele andere

da sind. Nur in Städten bleibt man unbeobachtet -

weil der andere eben ein Fremder ist. Nur in Städten kann

man in Ruhe gelassen werden - weil viele andere da sind,

die auch in Ruhe gelassen werden wollen. Und übrigens

gibt es letztlich auch nur dort Freundschaft im engeren

Sinne, weil solche Freunde eben keine Freunde sein müssen,

sondern auch anders könnten und es nur deshalb auch

wollen können. Die Zukunft der Städte wird sich daran

erweisen, ob es gelingt, dieses bürgerliche Privileg der

Fremdheit zu erhalten. All das setzt Verhaltensweisen

voraus, an die sich die Anderen ohne Einwirkung von

außen auch halten. Urbanität lebt von Innenregulierung,

nicht von Außenregulierung.

Urbanität lebt von Unsichtbarkeit. In Gefahr ist Urbanität

dann, wenn sich Ordnung und Anonymität ausschließen.

In den Städten sind die ökologischen Bedin-

**178**

gungen für Minderheiten - ethnische, sexuelle, kulturelle

usw. - am besten, weil diese dort sichtbar sind, aber gerade

deshalb nicht auffallen müssen. In den Städten kann

man leben, als sei der andere nicht da - gerade weil er da

ist. In den Städten kann man auf Dauerbeobachtung verzichten

- weil immer welche gucken. Wenn die Ordnung

in den Städten nur noch durch Polizeipräsenz, nur noch

durch Überwachungskameras, nur noch durch Umgehung

von gefährlichen Räumen, nur noch durch Homogenität

und Segregation gelingen kann, werden die Städte

zwar weiter existieren, aber Urbanität wird verloren gehen.

Urbanität lebt von der Begrenzung der Gemeinschaft

und von der Abwesenheit äußerer Kontrolle. Städte aber

setzen heute zunehmend auf zu viel Gemeinschaft und zu

viel äußere Kontrolle. Das ist die größte Gefahr für die

Städte. Der Lackmustest für Urbanität ist die Frage, wie

viel soziale Ungleichheit sie aushält, wie viel Pluralität sie

gewährt, ob auch Migranten und sexuelle Minderheiten,

Behinderte und Skurrile fremd und unsichtbar bleiben

können.

Urbanität ist mehr als eine Idee, mehr als eine Theorie,

mehr als ein Anlass für hehre normative Sätze, mehr als

ein Konzept. Urbanität ist eine Praxis, die eingeübt werden

will. Sie leitet die Bewegung der Körper ebenso an

wie die Blicke der Menschen. Auch Fremdheit muss eingeübt

werden. Der indifferente Blick, nicht auf den anderen

zu reagieren, sich trotz Sichtbarkeit unbeobachtbar zu

machen, Blicke ebenso wie Nicht-Blicke aushaken zu

können: All das muss der Körper und müssen die Augen,

muss die innere Aufmerksamkeit und der eigene Wille

**179**

praktisch einüben. Als Praxis liegt Urbanität in der Wechselseitigkeit

der Bewegungen, gewissermaßen in einem

aktiven Nichts-Tun, in differenzierter Indifferenz.

Die Zukunft der Städte hängt nicht allein von den

Städten ab. Sie hängt ebenso davon ab, ob auch eine postbürgerliche

Gesellschaft in der Lage ist, eine solche

Praxis der Fremdheit hervorzubringen - die bürgerliche

Gesellschaft hat dieses ihr Potenzial oft genug selbst verraten

und dementiert, wovon viele historische Plätze gerade

auch in München zeugen. Auf dem Spiel steht letztlich

die alte Idee einer Ordnung, die Freiheit als wechselseitiges

Arrangement betrachtet und die dafür auf äußere

Kontrolle stärker verzichten kann als alle anderen Sozialformen.

Es ist die Idee, die in München auch mit dem

Namen Montgelas verbunden ist - und obwohl die Idee

nunmehr 200 Jahre alt ist, muss ihre praktische Bewährung

doch immer wieder neu erworben werden. Die

Zukunft der Städte, gerade der globalisierten Städte, entscheidet

sich deshalb in der Gegenwart, im konkreten

praktischen Umgang. Und die Zukunft Münchens entscheidet

sich an der Frage, ob man hier auch in Zukunft

das bürgerliche Privileg in Anspruch nehmen kann, in

Ruhe gelassen werden zu können.

Das Entscheidende ist, daraus keine romantische, konsentistische

Geschichte zu machen. Die größten Gefahren

gehen gerade nicht von den Konflikten, nicht von den

Dissensen, nicht von der Differenz aus. Sich moderne

Gesellschaften ohne Konflikte vorzustellen, sie sich ohne

individuelle Interessen vorzustellen, sie als Raum von

Schwestern und Brüdern zu imaginieren, führt in die Irre

**ISO**

und schafft Probleme. Helmuth Plessner, mit dem ich

diese Überlegungen begonnen habe, hat tatsächlich schon

1924 gegen den sozialen Radikalismus angeschrieben, der

aus Gesellschaften Gemeinschaften machen will. Den

Herausforderungen der Zeit zu begegnen, bedeutet vor allem

die Anerkenntnis, dass in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit

Konflikte, Differenzen und Interessenkämpfe

ausgetragen werden müssen. Die entscheidende Frage ist,

*wie* solche Auseinandersetzungen stattfinden. Plessner

schlägt dafür »Diplomatie« und »Takt« vor.

Diplomatie wäre die angemessene Technik für den

Bereich des Politischen, des Ökonomischen, den Bereich

also, in dem sich Funktionäre mit Interessen begegnen.

Diplomatie hält sich an Regeln des Spiels und versucht zu

gewinnen, aber nicht, den Unterlegenen zu vernichten,

sondern ihn zu integrieren. Erst diese Möglichkeit, eine

Auseinandersetzung, nicht aber die Würde zu verlieren,

sei ein Garant für Zivilisation, so Helmuth Plessner.

Wenn man damit rechnet, dass es auch legitime andere

Interessen gibt, kann man die eigenen zivilisiert durchzusetzen

versuchen.

Im Takt sieht Plessner die angemessene Form für

natürliche Personen, die sich tatsächlich das bürgerliche

Privileg gestatten, sich wechselseitig in Ruhe lassen zu

können, über Differenzen hinwegzusehen, miteinander

leben zu können, ohne das gleiche Leben führen zu müssen.

Gerade in diesem Bereich fällt besonders auf, dass

Minderheiten, sexuelle, ethnische und sonstige, weniger

damit rechnen können, man werde ihnen mit Takt begegnen.

Der Zivilisationsgrad bemisst sich daran, wieviel

**181**

Desinteresse auch solche Orientierungen erfahren können.

All das schließt Mitleid und Zugewandtheit nicht

aus. Im Gegenteil: Nur, wenn eine gewisse Distanz

gewahrt bleibt, ist solche Zuwendung im öffentlichen

Bereich möglich, ohne dass der Andere sein Gesicht oder

durch übertriebene Dankes- und Loyalitätspflichten seine

Autonomie verliert. So definiert sich zum Beispiel der

Unterschied zwischen Anspruchsberechtigung für eine

Hilfeleistung im Unterschied zum dankespflichtigen

Almosen, das den Empfänger in Abhängigkeit setzt.

Die entscheidende politische Frage lautet: Unter welchen

politischen, ökonomischen, rechtlichen, kulturellen

und bildungsförmigen Bedingungen steigt die Wahrscheinlichkeit

für solcherart diplomatischen und taktvollen

Umgang? Diese Frage ist vielleicht wichtiger als

diejenige nach politischen Konzepten gemäß eingeführter

politischer Farbenlehren.

**182**

**Was auf dem Spiel des Lebens steht**

Der Dialog zwischen Kirche und

Kultur, zwischen Christentum

und Gesellschaft im Zeitalter der

Säkularisierung

**von Gebhard Fürst**

Es fehlt unter uns Europäern von heute nicht

an solchen, die ein Recht haben, sich in einem

abhebenden und ehrenden Sinne Heimatlose

zu nennen. Denn ihr Los ist hart, ihre Hoffnung

ungewiss, es ist ein Kunststück, ihnen einen

Trost zu erfinden - aber was hilft es!

Wir Kinder der Zukunft, wie vermöchten wir

in diesem Heute zu Hause zu sein!

Friedrich Nietzsche

Der lebendige, sich reziprok befruchtende Dialog zwischen

Kirche und Kultur, Christentum und Gesellschaft

ist meiner Auffassung nach in unserer Zeit der Säkularisierung

von konstitutiver Bedeutung. Unterbleibt er, entsteht

religiöser Fundamentalismus einerseits und ein das Ganze

zerlegendes, zersprengendes *anythinggoes* andererseits.

**Der Dialog von Kirche und Gesellschaft**

**in der säkularen Gesellschaft**

In der Literatur werden die Begriffe Säkularisation und

Säkularisierung im Sinne von Verdrängung der Religion

183

beziehungsweise der christlichen Kirchen aus dem öffentlichen

in den privaten Raum häufig synonym verwendet.

Säkularisation meint nicht eine Welt ohne Religion, sondern

eine Welt, in der keine religiöse Instanz — einfach,

weil sie Instanz ist — um ihrer selbst willen akzeptiert

wird. Sie muss sich vielmehr — wie andere Instanzen auch

— mit Hilfe des Argumentes bewähren. Säkularisierung

bezeichnet also einen Prozess, bei dem sich das Welt- und

Selbstverständnis des Menschen zunehmend ohne Rückgriff

auf das Angebot christlicher Sinndeutung vollzieht,

andererseits zentrale gesellschaftliche Bereiche autonomisiert

und ausdifferenziert werden. Man kann also durchaus

von einem zu Entkirchlichung und Entchristlichung

führenden Prozess sprechen.

Interessanterweise verhält es sich aber zugleich allein

sprachlich so, dass Säkularisierung auch das Weiterwirken

oder die Übernahme ursprünglich religiöser oder

christlicher Sprachformen, Vorstellungsgehalte und Verhaltensweisen

bezeichnet. Ein illustratives Beispiel ist die

Verwendung und Abwandlung ursprünglich religiöser

Themen und Bilder in Literatur oder Kunst, die man dezidiert

als >unchristlich< oder eben säkular bezeichnen kann.

Um dieses Thema zu vertiefen, müsste gewissermaßen das

Weiterwirken beziehungsweise die Übernahme ursprünglich

religiöser oder christlicher Sprachformen, Vorstellungsgehalte

und Verhaltensweisen aufgespürt werden, es

müsste die Dimension »christliche Religion im Erbe«

(Ernst Bloch) identifiziert werden.

Es gilt: Eine säkularisierte Welt ist nicht notwendigerweise

eine Welt ohne Religion. Denn religiöse Motive

**184**

und moralische Vorstellungen sind weiterhin vorhanden,

vielleicht sogar in starkem Ausmaß. Aber sie werden nicht

mehr autoritativ aufgezwungen, sondern müssen ihre

Überzeugungskraft beweisen wie andere gesellschaftlichen

Kräfte und Ideen auch. Säkularisierung erinnert

Theologie und Kirche hiermit an ein Zentrum, nämlich

daran, dass ihr Glaube den Gründen der Vernunft durchaus

offen gegenübersteht. »Seid jederzeit bereit, jedem

Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft

fordert über die Hoffnung, die euch erfüllt!« (i Petr 3,15)

Ein Glaube, der sich anstoßen lässt von tieferen Zielen

der Säkularisierung, nämlich vorurteilsfrei und ohne

Machtausübung von seinen guten Gründen zu sprechen,

nimmt diese in ihm selbst angelegte Bereitschaft auf und

gewinnt so eine ganz neue, eigene Stärke: die Fähigkeit,

sich, seine Themen und seine Begründungen für Nichtglaubende

nachvollziehbar in die verschiedenen Diskurse

einzubringen.

In dem Zitat aus Nietzsches »Die fröhliche Wissenschaft

« klang trotz aller nüchternen Situationsbeschreibung

die durchaus bang gestellte Frage durch, wie denn

ein solch moderner Mensch noch einen Halt, einen Trost

finden könne. Nun hat sich seit geraumer Zeit gezeigt,

dass heute gerade nichtchristliche oder agnostische Zeitgenossen

ganz ähnliche Fragen stellen.

Jürgen Habermas hat im Jahr 2001 anlässlich der

Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels

in einer vielbeachteten Rede den notwendigen Dialog

zwischen der säkularen Welt und der Religion angemahnt.

Am n. September 2001 sei - so seine Formulie-

**185**

rung - die »Spannung zwischen säkularer Gesellschaft

und Religion (...) explodiert«. Habermas wendet sich hier

gegen »einen unfairen Ausschluss der Religion aus der

Öffentlichkeit«. Ein solcher Ausschluss würde nämlich

die Gesellschaft »von wichtigen Ressourcen der Sinnstiftung

abschneiden«. Auch die säkulare Seite müsse sich in

diesem Dialog »einen Sinn für die Artikulationskraft religiöser

Sprache« bewahren. Denn: »Die Grenze zwischen

säkularen und religiösen Gründen ist ohnehin fließend.

Deshalb sollte die Festlegung der umstrittenen Grenze als

eine kooperative Aufgabe verstanden werden, die von

beiden Seiten fordert, auch die Perspektive der jeweils anderen

einzunehmen.«

Säkulare Gesellschaft und Kultur unserer Tage sind

nicht auf der Höhe der Zeit, wenn sie und ihre Vertreter

nicht in der Lage oder willens sind, ihrerseits auf Augenhöhe

mit dem kulturellen und humanen, dem sozialen

und spirituellen Potenzial der christlichen Religion zu

kommunizieren. Die Herausforderung, vor die uns die

Säkularisierung stellt, ergeht an Kirche und Kultur, an

Glaubende und säkulare Gesellschaft gleichermaßen. Die

Kirche wird herausgefordert, sich zu besinnen und ihr

Eigentliches engagiert, konzentriert und weltnah zu entfalten.

Gegenüber der säkularen Welt hat die Kirche,

»gerade weil sie diese Gesellschaft nicht integralistisch,

doktrinär und rechtlich, in ihren konkreten Entscheidungen

manipulieren kann, eine ganz neue Aufgabe, die man

vielleicht als prophetisch qualifizieren könnte« (Karl Rahner).

Die säkulare Gesellschaft aber steht vor der nicht

geringeren Aufgabe, sich nicht vorschnell und selbstzu-

**186**

frieden in einem biederen Säkularismus einzurichten und

sich so von den wichtigsten Lebensquellen abzuschneiden.

Es ist deshalb Aufgabe von Politikern und Kulturschaffenden,

Medienvertretern und Wissenschaftlern,

sich an das Hoffnungs- und Handlungspotenzial der

christlichen Religion und ihre Ethos bildende Kraft zu

erinnern und sie in ihrem Denken und Handeln nicht

unberücksichtigt zu lassen.

Unsere säkulare Kultur ist eingeladen, erneut in den

konstruktiven Dialog mit der christlichen Religion einzutreten

und auf Augenhöhe mit ihr zu kommunizieren.

»Der egalitäre Universalismus, aus dem die Ideen von

Freiheit und solidarischem Zusammenleben entsprungen

sind, ist unmittelbar ein Erbe der jüdischen Gerechtigkeit

und der christlichen Liebesethik. In der Substanz unverändert,

ist dieses Erbe immer wieder kritisch angeeignet

und neu interpretiert worden. Dazu gibt es bis heute keine

Alternative«, so Jürgen Habermas.

**Der Verlust Gottes und die Gesellschaft**

**der Anwesenden**

In der Oper »Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny«

von Bertolt Brecht und Kurt Weill wird ein Mann wegen

»Mangel an Geld«, dem größten Verbrechen in der Stadt

Mahagonny, zum Tode verurteilt. Den Tod vor Augen

stellt er noch eine letzte Frage: »Denkt ihr denn gar nicht

an Gott?« In dieser Frage scheint ein wesentliches Merkmal

auch unserer Zeit angesprochen zu sein, einer Zeit,

die sich bemüht, eine rein immanente Sicht der Welt, von

Mensch und Gesellschaft zu etablieren und die dabei

**187**

Gefahr läuft, wesentliche Dimensionen aus dem Blick zu

verlieren. Denn eine fraglose Sicherheit, die sich nur noch

am Maßstab des Machens und des Nutzens ausrichtet,

verliert ihre Orientierung und wird bald zu einer gnadenlosen

Angelegenheit von Macht und Machtmissbrauch;

eine erbarmungslose Angelegenheit zwischen Starken

und Schwachen, Besitzenden und Armen, Ausgegrenzten

und denen, die Grenzen ziehen.

»Denkt ihr denn gar nicht an Gott?« In der Tat, die

Frage ist berechtigt: Erleben heute Menschen Gottes

Nähe, sodass sie in unserer Zeit ihm nahe sein könnten?

Erfahren viele nicht eher Gottesferne oder gar »Gottesfinsternis

«, wie Martin Buber dies ausgedrückt hat? Ist

der Gottesglaube unter den Menschen von heute lebendig

oder tot? Denn statt Gott als den lebendigen zu erfahren,

erleben Menschen heute einen ebenso schleichenden wie

dramatischen Verlust an Gottesbezug, an Transzendenz,

wie das noch in keiner Epoche unserer europäischen Geschichte

der Fall war. Wir leben in einer immer stärker

säkularisierten und sich säkularisiert verstehenden Umwelt,

in einer Welt und Kultur, die sich von Gott emanzipiert,

sich als rein immanent versteht und sich auch so

begründen will. Zentrale Werte gehen verloren, Orientierung

in einer von extremem Wertepluralismus bestimmten

Gesellschaft wird immer schwieriger.

Die gegenwärtigen krisenhaften Erschütterungen unserer

europäischen Gesellschaften sind Folgen und Spätfolgen

von Ereignissen und Entwicklungen vielfältiger

Art. Zu ihnen gehört wesentlich auch die Proklamation

des Todes Gottes durch Friedrich Nietzsche in seiner

**188**

Figur des tollen Menschen. Wie im Erschrecken über das

Verschwinden Gottes fragt der tolle Mensch in »Die fröhliche

Wissenschaft«: »Was taten wir, als wir diese Erde

von ihrer Sonne losketteten? Wohin bewegt sie sich nun?

Wohin bewegen wir uns? Fort von allen Sonnen? Stürzen

wir nicht fortwährend? Und rückwärts, seitwärts, vorwärts

nach allen Seiten? Gibt es noch ein Oben und ein

Unten, irren wir nicht wie durch ein unendliches Nichts?

Haucht uns nicht der leere Raum an? Ist es nicht kälter

geworden? Kommt nicht immerfort die Nacht und mehr

Nacht?«

Aber diese Entwicklung geht über die Ablehnung

Gottes noch hinaus. Die Folge des Verlustes der Gottesbeziehung,

der Transzendenz und der sie tragenden

christlichen Religion ist schon von Nietzsche selbst in gewaltigen

Bildern vorhergesagt worden: Er spricht vom

Verlust der Mitte, vom Taumeln, ja von Stürzen in Orientierungslosigkeit,

die wegen des Fehlens von Werten nicht

aufzuhalten sind. Und das führt auch zum Verlust von

Zukunftsfähigkeit. Denn wer die Orientierung im Heute

verloren hat, ist nicht fähig, die Zukunft zu gestalten.

Gestalten kann nur, wer Gestaltungsmaßstäbe besitzt.

Orientierungskraft und Zukunftsfähigkeit gehören unlösbar

zusammen.

Der Zerfall der religiösen Ordnung bedroht auch die

kulturelle Ordnung. Die Institutionen verlieren ihre Vitalität,

»das innere Gerüst der Gesellschaft stürzt in sich

zusammen und löst sich auf; die Aushöhlung der Werte

vollzieht sich erst langsam, dann beschleunigt sie sich; die

Kultur läuft Gefahr zusammenzustürzen« (Rene Girard).

189

Und das hat Folgen. Durch den Verlust von Transzendenz

und Orientierung fixieren sich Menschen immer mehr auf

ihre pure Gegenwart und verlieren die Beziehung zur Zukunft

und ihrem Recht. Schon ein Klassiker der Staatsund

Gesellschaftslehre, Alexis de Tocqueville, hat diese

Zusammenhänge erkannt. Er schreibt: »Sobald die Menschen

nicht mehr gewohnt sind, ihre Haupthoffnungen

aufweite Sicht zu bauen, treibt es sie nach sofortiger Verwirklichung

ihrer Wünsche, und vom Augenblick an, da

sie nicht mehr an ein ewiges Leben glauben, handeln sie

so, als hätten sie nur einen einzigen Tag zu leben.«

Was das für den Einzelnen und seine Lebensgestaltung

für Folgen hat, liegt auf der Hand: Angesichts eines

nahezu unendlichen Angebots zur Selbstverwirklichung

in der digitalen Konsumgesellschaft führt der Verlust der

Transzendenz zu Zeitknappheit und zur alles andere dominierenden

Angst, nur ja nichts zu versäumen. Der Verlust

der eigenen Zukunftsfähigkeit und der Zukunftsfähigkeit

der Gesellschaft sind die Folge. Die Gesellschaft

wird zum »Club der Anwesenden«, zu einer Gesellschaft,

die nur noch mit sich selbst beschäftigt ist und der die

noch Abwesenden, die zukünftigen Menschen, aus dem

Blick geraten. Der jüdische Philosoph Hansjonas kommt

vor anderem Hintergrund zu einer ganz ähnlichen Diagnose,

wenn er in seiner Kritik am Umgang mit den Biotechnologien

und ihren Folgen für die Zukunft beklagt:

»Die >Zukunft< ist in keinem Gremium vertreten; sie ist

keine Kraft, die ihr Gewicht in die Waagschale werfen

kann. Das Nichtexistente hat keine Lobby und die Ungeborenen

sind machtlos.« Vor dieser Herausforderung

**190**

stehen Kultur und Kirche gleichermaßen, und es ist nötig,

hier als Lobby der Zukunft an den Tischen der Kommissionen

zu sitzen und um einer menschenwürdigen

Zukunft willen die Kraft unserer Visionen in die Waagschalen

dieser Welt und Gesellschaft zu werfen: als Lobbyisten

der künftigen Generationen unserer Kinder, einer

menschlichen Zukunft der Gesellschaft und der Zukunft

der Schöpfung auf unserem Planeten Erde.

**Kirche im Dialog mit Kultur und Gesellschaft**

**der Gegenwart**

In der hochdifferenzierten Gesellschaft ebenso wie in der

durch Polarität von Vielfalt und Einheit geprägten Kirche

mit ihrem ökumenischen Auftrag ist der offene Dialog

notwendiger denn je geworden. Um in diesen Dialog vorbehaltlos

einzutreten, kommt es vor allem darauf an,

unter Respektierung der »Autonomie der irdischen Wirklichkeiten

« (Gaudium et spes; II. Vatikanisches Konzil)

im offenen, sachorientierten und argumentativ geführten

Gespräch zuzuhören, zu lernen und so als Kirche einen

Beitrag für die Gestaltung des Lebens und Zusammenlebens

in der Gesellschaft von heute zu leisten und die

personale, soziale, politische und kulturelle Relevanz des

christlichen Glaubens zu verdeutlichen. Diese gesellschaftspolitische

Relevanz, die ich christlich-humane Inspiration

der Gesellschaft nennen möchte, schließt Kritik

und Mahnung zur Innovation in Richtung auf ein Mehr

an Gerechtigkeit, Lebensqualität und Freiheit notwendigerweise

mit ein. Die Kirche ist somit so etwas wie der

kritische Platzhalter des ganz Anderen.

191

Dabei ist es von großer Bedeutung, dass eine Kirche,

die sich im Dialog mit der Welt auch und besonders auf

das Gespräch mit Kunst und Kultur einlässt, selber eine

dialogische Kirche sein muss. Die Wahrheitsfindung

muss auch in der Kirche dialogisch geschehen. Anders

ist Wahrheit heute nicht rezeptions- und konsensfähig.

In der Begegnung von Kirche und Welt kann die Idee

des Dialogs nur dann glaubwürdig verwirklicht werden,

wenn der Dialog nicht nur »nach außen« angemahnt

und geführt, sondern auch »nach innen« praktiziert

wird. Das bedeutet keine Reduktion der Struktur der

Kirche in Richtung auf reine Synodalität, wohl aber

eine möglichst intensive Verwirklichung des reziproken

Dialogs.

Bei all dem dürfen wir aber nie die ernste Suche nach

dem Gelingen des Lebens und in letzter Hinsicht die Suche

nach dem Heil außer Acht lassen. Wie wir auch der

Frage nach der Wahrheit, nach dem, was Bestand hat und

zwar im Leben und im Tod, nicht ausweichen dürfen.

Dies darfauch kein noch so gut gemeinter Dialog preisgeben.

Und er will es auch gar nicht. Es geht doch vielmehr

darum, vielleicht gerade die abweichende, möglicherweise

befremdende Äußerung als Anstoß zu nehmen, das Eigene

genauer zu fassen, präziser, zeitgemäßer zu formulieren,

möglicherweise gemeinsam mit den Gesprächspartnern

wiederzuentdecken. Und gerade Kunst und Kultur

sind es doch, die mit dem, was sie den exakten Wissenschaften

voraushaben, immer auch ein ganz Anderes

einklagen. Die Kirche würde sich mit der Verweigerung

dieses Dialogs in törichter Weise einem wichtigen Gesprächspartner

entziehen, der sie enorm herausfordert, der

ihr aber zugleich geschwistergleich verwandt zu sein

scheint.

Das Zusammentreffen von Kunst und Kirche, der

Dialog zwischen Kultur und Theologie ist ein entscheidendes

Kennzeichen jeder originellen und fruchtbaren

Theologie, die sich auf der Höhe der Zeit befinden möchte.

Künstler und Künstlerinnen sind oft so etwas wie Seismografen

der Zeit, und ihnen zuzuhören, ihre Werke anzuhören,

zu betrachten oder zu lesen, sie zu genießen und

zu studieren - das alles ist für mich eine unverzichtbare

Dimension von Theologie und Kirche und eine Voraussetzung

dafür, überhaupt wieder mit der Gegenwart und in

die Gesellschaft hinein sprechen zu können. »Keine Theologie

kann ersetzen, was die Kunst tut, so wie das Wort

nicht das Sakrament ersetzen kann«, war sich bereits Paul

Tillich gewiss. Wenn, wie der Religionsphilosoph hinzufügte,

der künstlerische Stil einer Epoche ein »Dokument

der religiösen Existenz« dieser Zeit ist, dann führt für die

Kirche kein Weg an der modernen Kunst vorbei. Dass die

Theologie von der Sprache und den Ausdrucksmitteln der

Dichter, Musiker und bildenden Künstler lernen kann,

dass sie von ihnen herausgefordert und bereichert, hinterfragt

und angestiftet werden kann, ist inzwischen weithin

akzeptiert und wird auch auf verschiedensten Ebenen -

wenn auch immer noch viel zu wenig — beherzigt.

**193**

**Kleines Beispiel**

Der Dichter Erich Fried eröffnet sein Büchlein »Das

Nahe suchen« (1982) mit einem Gedicht, das den Titel

»Kleines Beispiel« trägt. Es lautet:

Auch ungelebtes Leben

geht zu Ende

zwar vielleicht langsamer

wie eine Batterie

in einer Taschenlampe

die keiner benutzt

Aber das nutzt nicht viel:

Wenn man

(sagen wir einmal)

diese Taschenlampe

nach so- und sovielen Jahren

anknipsen will

kommt kein Atemzug Licht mehr heraus

und wenn du sie aufmachst

findest du nur deine Knochen

und falls du Pech hast

auch diese

schon ganz zerfressen

Da hättest du

genau so gut

leuchten können

**194**

Erich Fried stellt seine Leserinnen und Leser ebenso abrupt

wie geschickt vor die fundamentalen Fragen von Leben

und Tod. Auf spielerisch gekonnte Art konfrontiert er

sie mit der Frage nach gelebtem oder verpasstem Leben.

Sie werden darüber aufgeklärt, welch große Chance sie in

ihrer geschenkten Lebenszeit nutzen, aber auch vertun

können. Die alten Themen des »Memento mori« und

»Carpe diem« sind wohl selten auf solch einprägsame

Weise verdichtet worden.

Was kann die Theologie von einem solchen Gedicht

lernen? Zunächst erscheint es unendlich lohnend, in die

Schule von Dichtung und Kunst zu gehen, um die eigene

Sprach- und Ausdrucksmöglichkeit zu hinterfragen und

sie weiterzuentwickeln. Zwei Beobachtungen: Das Gedicht

arbeitet mit ungewöhnlichen Bezügen und überraschenden

Wendungen, um Aufmerksamkeit zu erregen.

Es ist wie ein Ausrufezeichen in der Wortwahl, wenn

vom »Atemzug Licht« und den zerfressenen Knochen die

Rede ist, die sich schließlich in der Taschenlampe finden.

Der Griff zum Gleichnis und zur bildhaften Rede erinnert

Theologie und Kirche dabei an ein Erbe, das zu

ihrem ureigenen, sozusagen ihrem Gründer-Bestand gehört.

Wir vergessen allzu oft, dass es Jesus von Nazareth

war, der immer dann, wenn es ums Wesentliche, um Alles

oder Nichts, um Leben oder Tod, um das Reich Gottes

und das Heil der Menschen ging, ein Gleichnis erzählte.

Die Lehrer- und Theologenfrage »Was will er uns hier

sagen«, verstellt den Blick darauf, dass er uns ein Gleichnis

erzählt.

195

Hätte Erich Fried eine wissenschaftliche Abhandlung

über gelungenes Leben schreiben wollen, hätte er das mit

Sicherheit gekonnt und getan. Theologie und Kirche

können ihren Umgang mit Sprache schulen und zugleich

lernen, welche Dimension die Macht der Worte erreichen

kann. Das Gedicht von Erich Fried erinnert aber auch

daran, dass diese Möglichkeit der Wahl immer auch vor

uns liegt, solange wir leben. Obwohl die Schlusszeile eine

irreale, verschenkte Möglichkeit der Vergangenheit zu

betrauern scheint, so ist doch das gesamte Gedicht ein

außerordentlich lebensbejahender, frischer Imperativ, das

eigene Leben zu ergreifen, weil jetzt die Zeit dazu ist.

Allerdings darf uns die spielerische, Beliebigkeit signalisierende

Konstruktion des kleinen Beispiels nicht über das

hinwegtäuschen, was hier auf dem Spiel des Lebens steht.

Des Dichters locker dahingestreutes Augenzwinkern von

»Auch ungelebtes Leben« bis »Da hättest du genau so gut

leuchten können« bedeutet im Grunde und im Sinne des

Gedichtes zuerst und zuletzt die Frage nach Leben oder

Tod im Leben, das Gedicht ruft uns zu: Kehre um, besinne

dich, nutze die Zeit, werde Mensch, lebe! Und das ist

wirklich ein Grund, der jede Mühe des Dialogs zwischen

Kunst und Kirche lohnt.

Das Gedicht traut dem Menschen zu, das Leben in

seiner Fülle verantwortlich zu übernehmen und — zu

leuchten. Biblische Sätze von »Werde Licht, Jerusalem!«

bis »Ihr seid das Licht der Welt« greifen übrigens ganz

genau die gleiche Bildsprache auf. Der Unterschied liegt

allein darin, dass biblische Rede und nach ihr Theologie

und Kirche noch einen entscheidenden Schritt weiterge-

**196**

hen und den Grund dafür offenlegen, weshalb Hoffnung

keine bloße Illusion ist, weshalb der Glaube an den Menschen

nicht irregeht. Theologie und Kirche werden glaubwürdig

in dem Maße, in dem es ihnen gelingt, diesen

Grund der Hoffnung als Heil und Leben der Menschen

zu verkündigen. Die Frage auf Leben und Tod hat nach

christlicher Überzeugung ihre letzte, ihre einzige Antwort

erhalten.

Der Dialog zwischen Theologie und Literatur, zwischen

Kunst und Kirche gewinnt hier eine enorme Tiefe

und letzte Qualität. Theologie und Kirche werden an ihre

eigene Sache erinnert, sie werden zurückgeworfen auf ihr

zentrales Thema, das in der alltäglichen Geschäfterei aus

dem Blick zu geraten droht. Wenn sie sich aber daran erinnern

lassen und ihr Thema offen und beherzt benennen

und aussprechen, gewinnen auch die aufgeworfenen Fragen

und Anstöße der Kunst eine neue Dimension. Und

dann hätte sich der Dialog wahrhaft gelohnt.

**197**

**Wir müssen nicht bessere**

**Menschen sein, um eine**

**bessere Politik zu machen**

**von Robert Habeck**

**Literatur**

Alexis de Tocqueville, lieber die Demokratie in

Nordamerika, zitiert in Remi Brague, Was hat Europa

mit dem Christentum zu tun?, in: zur debatte. Themen

der Katholischen Akademie Bayern, 35,4,1995, S. 1-4

Friedenspreis des Deutschen Buchhandels an Jürgen

Habermas, Ansprachen aus Anlass der Verleihung,

Frankfurt/M. 2001

Gaudium et spes. Pastoralkonstitution über die

Kirche in der Welt von heute, 1965, Art. 36

Rene Girard, Das Heilige und die Gewalt,

Frankfurt/M. 1994

Jürgen Habermas, Ein Gespräch über Gott und die

Welt, in: ders., Zeit der Übergänge, Frankfurt/M. 2001

Hans Jonas, Das Prinzip Verantwortung,

Frankfurt/M. 1979

Friedrich Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft,

Stuttgart 1965

Karl Rahner, Theologische Reflexionen zum Problem

der Säkularisation, in: ders., Schriften zur Theologie,

Bd. V I I I , Einsiedeln, Zürich, Köln 1967

In eine Partei einzutreten ist etwas anderes als in einen

Reitverein oder in die Freiwillige Feuerwehr einzutreten.

Es bindet einen anders. In einem gewissen Sinn legt man

für sich eine Weltsicht fest. Parteien objektivieren das,

was wir zuvor nur für uns gedacht oder für richtig befunden

haben. Sie stellen einen Weltbezug her. Mit dem Eintritt

in eine Partei wird objektiv, was zuvor nur eigene

Meinung war.

Ich trat 2002 bei den Grünen ein. Zu einem Zeitpunkt,

in dem meine Subjektivität zu einem guten, ich würde fast

sagen, perfekten persönlichen Leben geführt hatte. Ich

hatte mein Leben so gut ich konnte in die eigene Hand

genommen, hatte ein Haus renoviert und für die Kinder

eine gute Kita gefunden. Wenn wir genug Geld mit unseren

Büchern verdienten, kauften wir ökologisch ein, und

eine Ecke für den Gemüsegarten war auch reserviert.

Aber die letzten Jahre mit den Kindern hatten zu einer

merkwürdigen Veränderung geführt. Irgendwie schien es

mir, dass dieses Leben auch ein Rückzug war.

Mit dem Spruch, das Private sei politisch, einer der

Slogans der 68er und eine Gründungsthese der Grünen,

bin ich aufgewachsen und hatte die letzten Jahre danach

**198 199**

gehandelt. Aber ist er eigentlich richtig? Manchmal sorgt

das Private ja gerade für das Gegenteil von Politik. Ich

spürte eine Unzufriedenheit, einen Zweifel, ob ich es mir

nicht in einer Nische des Selbstgesprächs zu bequem gemacht

hatte. Reichte es in Sachen Klimaschutz, wenn ich

die Kinder morgens mit dem Rad zur Kita fuhr? War ich

nicht gerade dabei, mich in meinem eigenen kleinen Biotop

einzuigein? Setzte ich mein Ohropax-Leben nicht auf

andere Art und Weise fort? Und ließ die große böse, unverständliche

Welt nicht mehr rein? Als Nächstes würde

ich wohl über die blöden Politiker schimpfen, die alle keine

Ahnung haben. Ich war an dem Punkt angelangt, mich

einmischen zu wollen. Ich suchte nach einem Resonanzraum,

der größer war als eine Bibliothek oder ein Buch.

Heute sehe ich klarer, dass dies ein Grundmechanismus

ist, den man vermutlich etwas unpräzise »Macht der

Gewohnheit« nennt und der eigentlich genauer die »affirmative

Kraft des Faktischen« betitelt werden müsste und

der sich auch in der Politik stets wiederholt. Der Selbstbestätigungsdiskurs

wird schnell zum Selbstgespräch. Und

wenn man mit sich selbst redet, hat man ja eigentlich

immer Recht. Vielleicht spüre ich das so besonders deutlich,

weil die geographische Randlage an der dänischen

Grenze, das Schriftsteller-Leben in unserem kleinen

Dorf, immer auch ein Biotop war.

Wer die politischen Fragen nur noch in seinem Milieu

diskutiert, der hat es bequem und ist meistens auch mehrheitsfähig.

Im Bio-Markt dürfte die Zustimmung zum

ökologischen Landbau bei 100 Prozent liegen. Wenn der

Bauernverband auf Bauernverbandsversammlungen be-

**200**

hauptet, die konventionelle Landwirtschaft mache alles

richtig, klatschen alle. So ist man immer auf der richtigen

Seite. Aber man gibt auch den Anspruch auf, über das eigene

Milieu hinaus zu wirken. Mit dem Eintritt in eine

Partei wird das möglich. Man muss sich auseinandersetzen

mit der Welt der anderen. Das muss man in Verbänden

oder Vereinen nicht. Dort gibt es keinen Einigungszwang.

Vor allem verliert man dort das Wissen, wie es

jenseits der eigenen Welt eigentlich zugeht, wie gedacht

wird, was die Leute umtreibt, denen beispielsweise Biolebensmittel

zu teuer erscheinen, die vielleicht auch gar

nicht die Guten sein wollen, denen gesunde Ernährung,

veganes Essen, zuckerfreie Joghurts schlicht wurscht sind.

Das sind dann schnell die, die nicht kapiert haben, worum

es geht, diejenigen, die zu ihrem Glück gezwungen werden

müssen. Und wenn man so weit ist, ist es nur noch ein

kurzer Weg zur moralischen Entrüstung, dass die anderen

die eigenen Anliegen nicht verstehen, ja schlimmer

noch, die eigentliche Wahrheit aus Dummheit, Bequemlichkeit

oder engstirnigen Interessen nicht sehen wollen.

Ich kam aus einem selbstgenügsamen, selbstzufriedenen

Leben. Und es war ein sehr gutes. Aber »gut« ist nicht

ausreichend. »Gute Lebensführung« verfehlt die politische

Dimension. Es geht im Politischen nicht darum, das

»gute Leben« mit alternativen Gesundheitspraktiken,

Fairphone, green IT, Reisen ohne ökologischem Fußabdruck,

Hybrid-Autos oder einem schicken Tesla auszustaffieren,

sondern die politischen und rechtlichen Spielregeln

so zu verändern, dass der Verkehr seine COz-

Bilanz endlich verbessert, Pestizide und Antibiotika in

**201**

der Landwirtschaft verringert werden, elende Arbeitsbedingungen

in den Schwellenländern überwunden werden.

Das einzelne Verhalten der Verbraucher ist ein zentraler

politischer Faktor als Impuls. Menschen engagieren

sich gegen Fracking oder für die Agrarwende, und irgendwann

kann Politik dem nicht mehr ausweichen. Aber einen

Ersatz politischen Handelns durch Marktverhalten,

der Bürgerinnen und Bürger durch den Konsumenten,

den gibt es nicht. Denn so gut - und so mächtig - sind wir

als Verbraucher nicht. Aber als Bürger sind wir sehr wohl

in der Lage, von der eigenen Situation zu abstrahieren

und Gesetze zu begrüßen, die uns auch einschränken

oder belasten, weil wir wissen, dass ein Gemeinwesen

größer ist als die Summe lauter Ichs. Das ist der Grund

für politisches Engagement und für den Eintritt in eine

Partei. Man verpflichtet sich, über die unmittelbar eigene

Welt hinaus zu denken.

Ich habe keine Ahnung, zu welchen Bedingungen die

Hose, die ich gerade trage, produziert wurde oder mein

Laptop, auf dem ich gerade schreibe. Wenn ich Hosen

kaufe, achte ich auf alles Mögliche, Schnitt, Farbe, Form,

Marke, Preis, nur nicht, ob sie fair-trade sind. Und beim

Laptop achte ich auf Gewicht, Preis, Speicherkapazität.

Sollte es morgen jedoch eine Volksabstimmung geben, die

die Frage stellt, ob wir in Deutschland nur noch Hosen

oder Laptops verkaufen wollen, die nicht in asiatischen

Arbeitslagern unter miserablen Bedingungen hergestellt

wären, auch wenn sie dann zehn Prozent teurer sind, dann

würde nicht nur ich, sondern die überwältigende Mehrheit

der Deutschen dem zustimmen.

202

Anderes Beispiel: Unsere Meere sind in einem erbärmlichen

Zustand. Neben dem Nitrateintrag aus der intensiven

Landwirtschaft und der Überfischung ist Plastikmüll

ein Hauptproblem. Die Menge des Plastikmülls in den

Meeren wird heute anhand der Mageninhalte von Seevögeln

gemessen. Sie fressen sich mit Plastik voll und verhungern

mit vollen Bäuchen. Ja, die gemessene Menge

des Plastiks im Bauch verhungerter Seevögel ist sogar die

offizielle Maßeinheit zur Feststellung der Müllbelastung

der Meere. Es wurden verschiedene politische Initiativen

gestartet, wenigstens dünnwandige Plastiktüten mit Gebühren

zu belegen. Und obwohl ich das absolut richtig

finde, weiß ich doch, dass ich, wenn ich im nächsten Urlaub

in Südeuropa zwei Flaschen Wein, Baguette und

Käse kaufe, keinen Jutebeutel dabei haben und alles in

einer Plastiktüte nach Hause tragen werde - obwohl ich es

eigentlich für falsch halte.

Dass Leute sich privat anders verhalten als sie politisch

sprechen, wird in der Debatte um Tierschutz und Landwirtschaft

als Argument wieder und wieder vorgebracht.

Verbraucher würden mehr Platz für Schweine, mehr Ökolandbau,

weniger Pestizide fordern und doch das billigste

Angebot kaufen.

Und dieser Vorwurf der Widersprüchlichkeit von

Konsumenten wird ja zu Recht erhoben. Ich gebe den

Widerspruch für mich zu. Es ist eben sauschwer, konsequent

zu sein. Ich schaffe es selbst sehr oft nicht, meinen

eigenen Vorsätzen zu genügen. Und so geht es uns doch

allen, Hand aufs Herz. Wir sind Menschen, wir sind nicht

perfekt. Wir sind müde, faul, gestresst, vielleicht geizig,

**203**

von der Werbung verführbar. Beruf, Familie, Schwiegereltern,

alles soll unter einen Hut. Wir sind fehlerhaft, inkonsequent,

widersprüchlich und manchmal sogar traurig

oder geknickt. Aber das heißt nicht, dass wir als Menschen

in dieser Zustandsbeschreibung aufgehen und sich

Menschsein darin erschöpft. Wir wollen eben auch Anderes,

Besseres. Und ich glaube, wir wollen es, gerade weil

wir nicht perfekt sind. Eben weil wir fehlerhaft sind,

wächst in uns der Wunsch nach einer besseren Welt und

der Wunsch, für eine solche zu kämpfen. Das ist es, was

den Raum des Politischen absteckt! Das macht den Sinn

von Politik aus! Und es grenzt ihn vom Privaten ab. Das

Private ist gerade nicht politisch. Es ist privat. Im Privaten

sollen wir gut und gern auch mal Fünfe gerade sein

lassen können, ja sogar unsinnig sein, ohne schlechtes

Gewissen. Aber umgekehrt wird kein Schuh daraus,

nämlich das private Verhalten für die politische Tat nehmen.

Politik handelt von einer besseren Welt, obwohl Politik

faktisch oft für eine schlechtere Welt sorgt. Und dieser

Wunsch wird von vielen Menschen geteilt, selbst von

denen, die wollen, dass alles so bleibt, wie es ist. Aber

manchmal ist die politische Ansprache so, dass sich all

diese Menschen schlecht fühlen, wenn sie wählen gehen

(das gilt besonders häufig für meine Partei), weil sie eben

nicht dem politischen Ideal entsprechen, genau so zu leben,

wie es zum Beispiel ökologisch vorbildlich wäre.

Müssen sie aber auch nicht! Wir müssen nicht bessere

Menschen sein, um eine bessere Politik zu machen. Wir

brauchen keine Umerziehung oder moralische Klonung.

**204**

Politischer Moralismus, der nicht nur um richtig und

falsch streitet, sondern in Gut und Böse unterteilt, blockiert

eine freie Gesellschaft. Eine ethische Orientierung

und eine moralische Lehre ist nicht das gleiche. Die eine

gibt der Politik eine Richtung und Orientierung, die andere

will nicht die Politik verändern, sondern die Menschen.

Die eine ist eine Errungenschaft der Aufklärung,

die andere ihre Perversion, die unweigerlich zu Widersprüchen

führt. Katholische Ministerpräsidenten, die

Enthaltsamkeit und Tugendhaftigkeit predigen, haben

uneheliche Kinder, grüne Moralisten werden mit harten

Drogen erwischt — eben weil sie auch Menschen sind, verführbar

und widersprüchlich gestresst, süchtig.

Die Konsequenz daraus ist, dass wir uns stärker auf das

Politische und weniger auf das Private, auf den »Lifestyle«

konzentrieren müssen. Wir müssen den Menschen nicht

vorschreiben, wann sie kein Fleisch essen sollen, nämlich

donnerstags nachmittags, sondern wir müssen die Agrarpolitik

strukturell ändern, indem europäisches Geld für

Tierschutz und Umwelt eingesetzt wird. Es ist gut, wenn

wir Ökostrom beziehen, aber letztlich müssen wir für die

Energiewende die Infrastuktur der Energiepolitik ändern,

für die Beteiligung von Bürgerinnen und Bürgern

bei der Energiewende kämpfen, ihren demokratischen

Geist stärken. Und wir müssen nicht den Mittelstand mit

Steuern drangsalieren und Leute ab 60.000 Euro Jahreseinkommen

als reich titulieren, wenn die Superreichen

Milliardenvermögen vererben, ohne auch nur einen Cent

Steuern zu bezahlen.

Die Differenz zwischen Privatem und Öffentlichem

spricht eben nicht gegen eine wertegebundene Politik,

wohl aber gegen eine moralinsaure. Warum ist der Krimi

ein so beliebtes Genre in Deutschland? Warum guckt die

halbe Republik am Sonntag Tatort? Nun, die einfachste

Beschreibung eines Krimis ist, dass es darum geht, Gerechtigkeit

herzustellen. Der Krimi ist so gesehen die profane

Form der Hoffnung auf Ideale. Denn was machen

denn Ermittler anderes, als das Böse zu bekämpfen und

das Gute herzustellen und an es zu glauben? Und sie tun

es oft aus einer Haltung des eigenen persönlichen Scheiterns

heraus. All die kaputten Typen, diese Bullen, geschieden,

trinkend, rauchend, sind überzeichnete Bilder

unserer Seelenlage. Diese Kommissare agieren in einer

eigentümlichen Mischung aus Staatsferne und Staatshörigkeit.

Sie sind ja Beamte und Staatsdiener, gleichzeitig

verstoßen die guten Polizisten permanent gegen irgendwelche

Machtworte ihrer Vorgesetzten und oft genug

auch gegen Gesetze und Vorschriften. So soll Demokratie

sein. Aufbegehrend, aber der Idee von Gesellschaft verpflichtet.

Was mich 2002 zum Eintritt bei den Grünen brachte,

war, dass mir die Bindekraft meines Alltags, meines privaten

Binnenkosmos nicht mehr genügte. Die »Macht des

Faktischen« suggeriert, dass wir nicht mehr weit denken

dürfen, keine großen Ideen mehr haben sollen, weil unser

Alltag ja so eng und voll ist. Dabei macht es die Qualität

einer Gesellschaft, unserer Gesellschaft, doch eigentlich

erst aus, dass wir Ideen formulieren, die über die Befriedi-

***206***

gung der elementaren Bedürfnisse hinausgehen. Es macht

unser Leben arm, wenn wir uns nicht mehr zutrauen,

Probleme zu lösen. All die großen Herausforderungen,

von denen wir uns angewöhnt haben, sie als Schwierigkeiten

und Komplikationen zu sehen, sie können doch auch

Ansporn sein. Zum Beispiel die Energiewende - sie ist ein

schwieriges Unterfangen. Aber in nur 35 Jahren werden

wir eine Gesellschaft sein, die nicht mehr dazu beiträgt,

die Erde zu erwärmen, und die keinen Atommüll mehr

produziert. Was für ein Vorsatz! Er ist Ansporn für Kreativität

und Fortschritt.

Zum Beispiel Europa - Europa ist kompliziert, Osteuropa

wählt ultrakonservative Regierungen, der Süden

Europas ist tief verschuldet, Großbritannien möchte raus

aus der Union, aber trotz allem: Nach Jahrhunderten

Krieg und Vernichtung war und ist die Europäische Union

ein Versöhnungswerk. Unseren vernarbten Kontinent

zu einen, muss ein Ansporn bleiben, all die kleinen und

großen Fragen auf dem Weg dahin zu beantworten, damit

wir in Zukunft nie wieder über neue Soldatenfriedhöfe

wie die von Verdun gehen müssen.

Zum Beispiel der Nahe und Mittlere Osten: Der Krieg

in Syrien scheint ohne Lösung. Der IS trägt Terror mit

mittelalterlicher Menschenverachtung in unsere Städte.

Die militärischen Interventionen in Afghanistan und im

Irak haben keinen Frieden gebracht. Sie haben die Lage

nur noch unübersichtlicher und häufig noch schlimmer

gemacht. Und trotzdem müssen wir daran arbeiten, dass

es irgendwann keinen Krieg und keine Vertreibung mehr

gibt. 2012 ging der Friedensnobelpreis an die EU. Es wäre

**207**

nicht schlecht, wenn man sich daran mal erinnern würde.

Es wirkt fast wie ein Hohn, dass diese Gemeinschaft ausgezeichnet

wurde mit diesem Preis. Er ist eine längst

obsolete Erinnerung an den Zusammenhalt und die Verpflichtung

zur Hilfe.

Politik ist das Versprechen, die öffentlichen Angelegenheiten

nach normativen Kriterien — Gerechtigkeit,

Freiheit, Solidarität — zu gestalten. Und sie lädt zur Projektion

ein. Weil wir um den Ist-Zustand unserer Leben

ringen, wollen wir etwas Besseres, ja vielleicht sogar Perfektion,

auch wenn wir wissen, dass sie nie erreicht werden

wird. Politik sollte mehr sein als Mittelmaß, weil wir

Menschen gerne mehr sein wollen als Mittelmaß, weil

wir Ideen und Ideale und Visionen haben und eigentlich

genau wissen, dass unser Leben im Alltag unseren wahren

Vorsätzen nicht genügt.

Dass die Freiräume des Persönlichen in der Politik so

eng sind, ja vielleicht gänzlich verloren gehen, liegt nicht

an einer bösen, rachsüchtigen Umwelt, skandalgeilen Medien

oder kleingeistigen Wählern. Es liegt daran, dass

Politikerinnen und Politiker Projektionsfiguren sind, dass

sie für uns mehr sein sollen als austauschbare Schaufensterpuppen.

Weil wir wollen, dass sie uns Vorbild sind, weil

wir uns Menschen und nicht Sprachroboter wünschen,

Typen, mit denen wir uns identifizieren wollen, achten

wir so sehr darauf, dass wenigstens sie alles richtig machen.

Deshalb erwarten wir von Politikern höhere moralische

Standards, deshalb überhöhen sich Parteien auf

Parteitagen, deshalb müssen Bundespräsidenten zurück-

**208**

treten, wenn sie sich einmal zu viel zum Essen haben

einladen lassen, etwas, das wir im Privaten stets als

Großzügigkeit oder Laissez-faire begrüßen würden. Aber

Politiker sind nicht besser als andere. Wer das glaubt, ruft

geradezu danach, enttäuscht oder belegen zu werden.

Dennoch wünschen wir sie uns so. Vielleicht ist das vor

allem der Ausdruck einer Hoffnung: dass es nämlich doch

möglich sein soll und muss, große Ideen zu leben und zu

realisieren.

**Wie wird sozial-ökologische**

**Politik mehrheitsfähig?**

Winfried Kretschmann und

die Transformation der Grünen

**von Peter Unfried**

Winfried KTetschmann war ein beinharter Öko.

Heute ist er Protagonist einer »Wirtscriaftspartei

neuen Typs«, wie er die Grünen nennt. Ist

das die mehrhieitsfärrige Ökokommunikation?

Jedes Jahr fährt Winfried Kretschmann eine Woche nach

Griechenland, um Homer am antiken Schauplatz zu lesen.

»Wenn man Homer liest«, sagte er mir mal auf einer

Autobahnfahrt Richtung Schwarzwald, »dann hat man

den Eindruck, die Menschheit hat sich eigentlich nicht

entscheidend verändert. Außer technisch.« Jahre später

damit konfrontiert, überlegt er, ob er das so stehen lassen

will. Sklaven sind abgeschafft, Frauen haben eine ganz

andere Stellung, die Aufklärung, die Individualisierung

und so weiter. Aber zumindest unter dem unmittelbaren

Eindruck der Homer-Lektüre hat er das Gefühl, dass das

Innerste des Menschen von den Veränderungen nicht berührt

wird. »Wir fühlen, dass selbst wenn alle möglichen

wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme

noch gar nicht berührt sind«, sagt er. Wittgenstein.

Das Rätsel des menschlichen Lebens ist nicht zu

lösen, nur die praktischen Belange des Lebens sind es.

210

Die Frage ist, was dieser Befund für sozialökologische

Politik und den Kampf gegen den Klimawandel bedeutet.

Die Vorstellung, dass Leute mehrheitlich aus universalistischer

Moral zum Wohle räumlich und zeitlich weitentfernter

anderer handeln könnten, hält er schon lange für

illusorisch. Der Klimawandel ist ein technisches Problem,

entstanden durch die Industrialisierung, seine Bewältigung

ist es für ihn auch. »Ich glaube, es geht über technische

Lösungen«, sagt er.

Kretschmann war ein beinharter Öko, als er 1980 erstmals

in den Landtag von Baden-Württemberg einzog, und

er blieb es über Jahrzehnte. Heute ist er der Protagonist

einer »Wirtschaftspartei neuen Typs«, wie er die Grünen

nennt.

Die Wichtigkeit des Geldes und des Finanzministeriums

im Besonderen hat er als einer der ersten Grünen als

politischen Bereich der Nachhaltigkeit entdeckt. Aber

Wirtschaft sei in den langen Oppositionsjahren nie sein

Ding gewesen, sagt ein Wegbegleiter. Die Regierungsverantwortung

und die permanenten Nah-Erfahrungen als

Ministerpräsident hätten dazu geführt, dass sich seine

Ökogefühle in Gefühle für den baden-württembergischen

Mittelstand verwandelt hätten. Er habe »die Ökologie

an die innovative Wirtschaft übertragen«, brummt

einer.

»Ich bin immer noch ein beinharter Öko«, sagt

Kretschmann dazu. Auch seine Leidenschaft für die Natur

sei ungebrochen, sagen Leute, die mit ihm über die

Schwäbische Alb wandern müssen und in den Genuss seiner

berühmten Vorträge über Frühblüher kommen. Wenn

211

man Kretschmanns Denken mit grünen Politikern seiner

Generation wie Joschka Fischer, Daniel Cohn-Bendit,

Jürgen Trittin, Claudia Roth oder gar Petra Kelly vergleicht,

so ist er unter ihnen im Grunde tatsächlich der

einzige Öko. Und zwar ein sehr ernsthafter. Nur dass er

früher als andere gemerkt hat, dass man mit »Rummoralisieren

« keine Politik machen kann.

»Menschen ist das Hemd näher als der Rock«, sagt er

sehr oft.

Ist ja eigentlich logisch. Doch gilt das auch für die

grünen Milieus, die der Berliner Soziologe Heinz Bude so

schön als »moralisch empfindsam« bezeichnet und in denen

sich das Prosperitätsversprechen ja umfänglich erfüllt

hat? Man muss ein hartnäckiger Illusionist sein, um daran

zu zweifeln. Der im Bundestagswahlkampf 2017 häufig

vorgetragene Reflex, die Grünen müssten doch vom voranschreitenden

Klimawandel »eigentlich viel mehr profitieren

«, ist nicht zu Ende gedacht. Vielleicht ist es ja ganz

anders: In dem Moment, in dem es ernster wird, merken

auch Menschen, die sich stets für solidarische Postmaterialisten

hielten, dass ihnen das Hemd näher ist als der

Rock.

»Das ist einfach Empirie. Den Leuten an den Wohlstand

zu gehen, da hört der Spaß auf«, sagt Kretschmann.

Ein Schlüsselerlebnis hatte er zu Beginn seiner ersten

Amtszeit. Da sparte er zur nachhaltigen Sanierung des

Haushalts 130 Millionen Euro bei den Beamten ein und

musste das dann vor 2.500 Landesdienern in der Stuttgarter

Liederhalle verteidigen. »Da war ich froh, dass ich

nicht mit Knalltrauma rausgelaufen bin«, sagt er. So

212

pfiffen sie ihn aus. 90 Prozent der wütenden Protestierer

waren seiner Schätzung nach Besoldungsgruppe A13 und

höher.

Gegen Ende von Kretschmanns erster Amtszeit

kommt es bei einer Kalifornien-Reise zu einer historischen

Pointe, als er in der Moses Hall der Universität von

Berkeley spricht, dem Wallfahrtsort der politischen Protest-

und Emanzipationskultur von 1968. Anti-Vietnamkrieg.

Anti-Establishment. Antikapitalismus. Wir gegen

die.

Ausgerechnet hier hält Kretschmann im Mai 2015 eine

Rede, in der er die moderne Wirtschaft ausruft, die

Wachstum und Wohlstand mit radikaler EfHzienzsteigerung

und radikal sinkenden CO2-Emissionen verbinden

soll. Die Frage, ob es Wachstum geben solle oder nicht,

stelle sich angesichts der Realität der wachsenden globalen

Mittelschichten nicht mehr, sagt Kretschmann in

Berkeley. Es werde Wachstum geben. Die Frage sei nur

noch, welches: »Intelligentes Wachstum scheint mit die

entscheidende Überschrift dieses Jahrhunderts zu sein.«

Das ist die Geschichte, die er durchsetzen will. Das ist der

Green New Deal des sozialliberal-ökologischen Vordenkers

Ralf Fücks, auf den er sich regelmäßig bezieht.

Auch in der eigenen Bundespartei verbreiten seine

Gegner hartnäckig, der erste grüne Ministerpräsident sei

eine Art historischer Zufall. Dagegen setzt Kretschmann

die Erzählung, es handele sich um historische Präzision,

weil Grün die Verbindung in die Zukunft herstelle, die

gebraucht werde - den Umbau zu einer dekarbonisierten

Wirtschaft, die Wachstum mit dramatisch reduzierten

**213**

Emissionen und abnehmendem Ressourcenverbrauch verknüpft.

In dieser Logik sind die Grünen eine Wirtschaftspartei,

weil sie unsere Wirtschaftsweise ändern müssen,

wenn sie ihrer »historischen Verantwortung« als ökologische

Partei gerecht werden wollen.

Bei seinen Reden präsentiert er gern knackige Slogans.

»Grün denken heißt unternehmerisch denken.« Oder:

»Gerade mit ökologischen Zielen lässt sich Wettbewerb

auf dem Markt schaffen.« Die globale Logik: Wenn wir

hier in die Höhlen ziehen, wird das die globalen Massen

nicht zur Nachahmung inspirieren, die endlich aus den

Höhlen rauswollen. Durch ökologisch orientierte Ordnungspolitik

aber bleiben oder werden deutsche und vor

allem baden-württembergische Unternehmen weltweit

führend, und alle anderen ziehen dann nach. Arbeitsplätze

werden selbstverständlich erhalten - wenn auch nicht

unbedingt in ihrer heutigen Form. Alles mündet in ein

wunderbares Happy End. »Wenn wir mit der Ökologie

auch ein Prosperitätsversprechen verbinden, nehmen wir

soziale Verantwortung wahr.«

Die Lieblingspolemik von Kretschmanns Kritikern

lautet, die »Wirtschaftspartei neuen Typs« sei »doch nur

eine grünangestrichene FDP«. Das weist er von sich.

Den Unterschied zu klassischen Wirtschaftsparteien der

Industriegesellschaften des 20. Jahrhunderts bemisst er

etwas vereinfacht darin, dass die sich auf die »Lieblingsklagen

« der Unternehmen konzentrierten (weniger Steuern),

während er ein »inhaltliches Interesse« habe. Soll

heißen: »Wenn du eine andere Energiepolitik willst,

brauchst du einen Ingenieur, der das Windrad konstruiert,

**214**

und ein Unternehmen, das das als marktfähiges Produkt

in den Markt bringt. Alles, was unser Programm ist, müssen

Unternehmer machen.« So reist er seit vielen Jahren

durchs Land, trifft Unternehmer und »singt seine grünen

Lieder«, wie er das zu nennen pflegt. Die Maxime lautet:

»Du kannst aus einem Unternehmer keinen Sozi machen,

aber einen Grünen schon.«

Im übrigen dementiert Kretschmann, dass er sich früher

nie für Wirtschaft interessiert habe. Die Grünen in

Baden-Württemberg, die er 1979 mitgründete, zogen bereits

ein Jahr später in den Landtag ein. Mit Protagonisten

wie Rezzo Schlauch, Fritz Kühn und Reinhard Bütikofer

arbeiteten sie theoretisch und strategisch sehr früh an gesellschaftlichen

Anschlüssen und potenzieller Mehrheitsfähigkeit.

Die Oppositionsmaxime lautete von Anfang

an: Wir verlangen nichts von der Regierung, was wir nicht

selber machen können. Hat man so nicht durchgehalten.

Kretschmann sagt, er selbst habe auch »Luftnummern«

gehabt, aber das andere sei »grob der Stil« gewesen.

Wolf-Dieter Hasenclever, erster Sprecher der baden-württembergischen

Grünen-Fraktion und damaliger Superstar

skizzierte bereits 1982 in seinem Buch »Grüne Zeiten« die

»ökologische Marktwirtschaft« als neue »wirtschaftspolitische

Leitidee«. Da war noch nicht mal Helmut Kohl an

der Macht. »Ich war sehr früh überzeugt, dass wir die

wirtschaftsfreundlichste Partei sein müssen, die es überhaupt

gibt«, sagt Kretschmann.

Winfried Kretschmann war Mitte 20, als er merkte,

dass das mit dem Sozialismus und ihm nichts werden

konnte. Da war er zwei Jahre im Kommunistischen Bund

**215**

Westdeutschlands (KBW) gewesen, der wichtigsten der

diversen kommunistischen Splittergruppen, die aus der

68er Bewegung entstanden. Der KBW war eine extrem

autoritäre Kaderorganisation, stand dem Maoismus nahe,

fand den Massenmörder Pol Pot geil und wollte Daniel

Cohn-Bendit wegen dessen Liebe zum guten Leben im

Zuge der Revolution am nächsten Baum aufknüpfen.

Alles im Namen des Volkes, selbstverständlich. Letztlich

war es der Versuch, eine kleine und komplett geordnete

sozialistische Welt zu schaffen. Auf Kosten der Freiheit.

Er blieb auch nach der Flucht aus der Sekte ein nerdiger

Typ, der sehr ernsthaft war, viel las und lange Papiere

schrieb. Aber er verordnete sich ein weitgehendes politisches

Reset, das einzige seines Lebens. Es mündete Ende

1983 mit Thomas Schmid, Gisela Erler und anderen in die

Gründung der »Ökolibertären« innerhalb der Grünen —

als Alternative zu den »Ökosozialisten«. Der Grundgedanke:

Für »links« gab und gibt es Parteien, für den »Jahrhundertgedanken

« der Ökologie gab es keine. Und gibt es

auch heute keine zweite, darin haben ihn die gescheiterten

Sondierungsgespräche auf Bundesebene mit Union und

FDP im letzten November bestätigt. Vieles, was er heute

denkt und argumentiert, klingt eins zu eins nach den ökolibertären

Leitlinien von damals. Die Bejahung des Parlamentarismus,

die selbstverständliche Möglichkeit von

Koalitionen mit allen demokratischen Parteien, der

schrittweise Wandel, das liberal-ökologische Marktwirtschaften

nach ordopolitischen Vorgaben, die Mittelstandsperspektive,

die Absage an Sozialismus, die strikte

Weigerung, sich als »links« zu bezeichnen. Selbst seine

**216**

Verortung im Denken der Philosophin Hannah Arendt

ist Teil dieser Zeit und läuft im Kern auf ihre Maxime

hinaus, dass der Sinn von Politik Freiheit sei.

Dem »System« könne doch nichts besseres passieren

»als Politiker deiner Couleur« donnerte ihm ein duzender

Interviewer der linksalternativen *tageszeitung* 1983 in einem

Interview entgegen. Er streue nicht Sand ins Getriebe.

»Du bist das Öl, das die Maschine am Laufen hält.«

Worauf Kretschmann sagte: »Mein Politikverständnis ist

evolutionär, ich akzeptiere die Verhältnisse so, wie sie

sind, ich begebe mich hinein und baue daran weiter.«

Anders als der klassische Linksalternative hielt

Kretschmann die Bundesrepublik schon damals nicht für

etwas zu Überwindendes. Er sah Verbesserungspotenzial,

aber auf einer ordentlichen demokratischen Grundlage.

Als die anderen gerade die Latzhosen anzogen und die

Kakteen in den Landtagen aufstellten, um sich auch gebührend

abzugrenzen, sinnierten sie bei den »Ökolibertären

« schon über die Frage: Werden wir eine Volkspartei?

Die einzige Broschüre, die man jemals machte, trug den

Titel: »Systemopposition oder Volkspartei?« Kretschmann

war klar für letzteres. »Aber irgendwann habe ich mir das

abgeschminkt.« Der Grund ist simpel und einleuchtend:

»Das Ökologische ist das Weitreichende und gleichzeitig

das Fernliegende, das kriegt man nicht gedreht, dachte

ich.«

Kriegt man auch nicht. Außerhalb von Baden-Württemberg.

Die politische Ökologie in Europa kommt nicht mehr

voran, so wie sie sich politisch und rhetorisch aufgestellt

**217**

hat. Anders gesagt: Sie kommt mit der alten Aufstellung

dort langsam voran, wo sie als relativ neu gilt. An den

Rändern der Europäischen Union. Aber sie kommt dort

nicht weiter, wo sie längst weiter sein müsste. Im Gegenteil:

Die Grünen in Frankreich haben sich 2017 spektakulär

selbst beerdigt, indem sie in den Sozialisten aufgingen,

die dann vom Wähler weggefegt wurden. Die Grünen in

Österreich wurden aus dem Nationalrat gewählt, ohne jemals

zuvor mitregiert zu haben. Die niederländischen

Grünen werden gern als leuchtendes Beispiel für riesigen

Erfolg durch linkes Profil gefeiert. Faktisch holten sie 8,9

Prozent, was bedeutet, dass sie die Nische für ein solches

Angebot weitgehend ausgefüllt haben. Die Bundesgrünen

in Deutschland landeten nach 40 Jahren Aufbauarbeit bei

den letzten beiden Bundestagswahlen bei 8,4 und 8,9 Prozent.

Und das, obwohl das katastrophische Szenario eines

politisch ignorierten Klimawandels mittlerweile die westlichen

Industriestaaten erreicht hat. Die USA sowieso,

aber auch in Deutschland ragen neuerdings Mini-Hurrikane

in den Alltag hinein.

Der Green New Deal als Antwort darauf stößt neben

dem Widerspruch der Profiteure des alten Wirtschaftens

auch bei manchen Wissenschaftlern und vor allem auch

klassischen Linken auf Widerstand. Die einen lehnen ihn

als illusionistisch ab, die anderen als kapitalistisch und gewerkschaftsvergessen.

Selbstverständlich gibt es gerade

bei den Umweltverbänden und den wirklichen Ökobürgern

Unzufriedenheit über die aus ihrer Sicht viel zu

geringen Ergebnisse von Kretschmanns grün geführter

Regierung. Die Frage ist berechtigt, ob der Ministerpräsi-

**218**

dent sich die Lage nicht auch schön redet und das große

persönliche Vertrauen, das er gewonnen hat, entschlossener

einsetzen müsste. Der Green New Deal ist ein Label

wie die soziale Marktwirtschaft. Es kann nicht nur durch

geduldiges Besprechen der Unternehmer funktionieren.

Es braucht echte und innovative Ordnungspolitik. Gerade

auch im Auto- und Mobilitätsektor. Aber wahr ist auch,

dass ein Großteil dieser Art Ordnungspolitik nicht im

Zuständigkeitsbereich der Landesregierung liegt.

Nun würde es wenig bringen, wenn Kretschmann den

baden-württembergischen Autokonzern Daimler beschimpfen

würde, wie das im alten Denken vorgesehen

ist. Aber man kann auch nicht sagen, dass Daimler durch

sein gutes Zureden besonders innovativ geworden sei.

Wie man als grüne Partei Mehrheiten gewinnt, diese

Frage hat Kretschmann beantwortet. Darin enthalten ist

auch eine neue sozialökologische Vertretung der Mehrheitsgesellschaft.

Die beiden Schlüsselfragen sind allerdings

noch nicht beantwortet: Wie kann daraus entschlossene

sozialökologische Wendepolitik entstehen, die

auch konfrontativ gegen Einzelinteressen auftritt - und

dennoch oder deshalb mehrheitsfähig bleibt? Selbst den

optimistischsten Vertretern der ökologischen Modernisierung

ist klar, dass es neben offensichtlichen Energiewirtschaftsbereichen

wie Kohle auch andere veritable

Schrumpfungen geben müssen wird.

Viele haben es immer noch nicht gecheckt, deshalb

hier zur Sicherheit im Klartext: Mit dem kulturellen und

laut und deutlich ausgesprochenen Paradigmenwechsel

von der Öko- zur Wirtschaftspartei und von der linken

**219**

zur liberalen Kraft hat Kretschmann die Grünen in der

Regierung für das 21. Jahrhundert neu erfunden.

Kann er das auch so sagen? »Das ist ein bisschen übertrieben,

aber die Richtung stimmt.« Es gibt durchaus auch

hier noch, in der baden-württembergischen Fraktion

etwa, kulturelle Blockaden, sich so nahe an der Wirtschaft

und speziell der Automobiltransformation zu sehen,

wie der Ministerpräsident das vorlebt.

Anders als der gescheiterte US-amerikanische Präsidentschaftskandidat

Bernie Sanders oder der britische

Labour-Chef Jeremy Corbyn ist Kretschmann nicht reduziert

auf einen linkssozialdemokratischen Ansatz zurückzuerkämpfender

»Gerechtigkeit« durch staatspolitische

Umverteilung - unter weitgehendem Ausblenden der

globalen Ungerechtigkeitsdimension des Wirtschaftens.

Auch das ist alles andere als progressiv, wenn nicht sogar

letztlich nur eine illusionäre Sehnsucht nach der Rückkehr

in eine heile, überschaubare Welt.

Grün ist auch nicht gleich grün. Und Grün ist keine

Ideologie. Das muss man auch verstehen. Politisch und

ideologisch liegen Welten zwischen einer ordoliberalen

ökologischen Modernisierung im Rahmen einer gesellschaftspolitisch

liberalen Europäischen Union wie

Kretschmann sie will - und einem antikapitalistischen

Ökosozialismus ä la Jean-Luc Melenchon, der Zukunft

und Sicherheit gegen EU und Globalisierung in tendenziell

nationalen Grenzen sucht.

Insofern steht Kretschmann nicht nur für die »dritte

Phase« der grünen Partei, wie sein Weggefährte Reinhard

**220**

Bütikofer das zu nennen pflegt, die »Orientierungspartei

«.

Er steht für den politischen Diagonalenwechsel von

links vs. rechts zu liberal vs. illiberal. In dem Wissen, dass

es ein Zurück in die heile kleine westliche Welt von vor

1989 nicht gibt. Er steht für eine liberale Gesellschaft, er

steht für Europa, für eine sozialliberalökologische Wirtschaft

und dafür, die dafür nötigen Veränderungen, wie er

sagt, aus der Mitte der Gesellschaft, aus der Mitte der

Wirtschaft voranzutreiben. Das ist radikal anders, als die

Minderheiten vom linken Rand her sammeln zu wollen.

So ist es ihm als erstem sozialliberalökologischen Europäer

gelungen, eine experimentelle Mehrheit über die

alten Kulturlagergrenzen hinaus für den evidenten globalen

Zusammenhang der ökologischen und der sozialen

Frage in Zeiten einer sich neu sortierenden Welt zu gewinnen.

Der Zweite mit einer neuen Mehrheit jenseits der

alten Lager war dann der französische Präsident Emmanuel

Macron. Auch der hat die fundamentale Bedeutung

anderen Wirtschaftens rational verstanden, es fehlt ihm

aber die Vorstellung der Möglichkeit ihrer Realisierung.

Das ist die Funktion des Green New Deals bei Kretschmann.

Es macht den Wandel zu qualitativem Wachstum,

100 Prozent Erneuerbaren Energien und einer dekarbonisierten

Wirtschaft bis 2050 vorstellbar und wünschenswert.

Mit der Wirtschaftspartei neuen Typs hat er die

Antithese zum Moralansatz geliefert. Am Ende braucht

es eine Synthese, das ist ihm auch klar.

Wenn etwas die Sozialökologie hegemonial machen

kann, sind es diese radikalen Paradigmenwechsel, die

221

Kretschmann im Amt vollzogen hat. Von der Warnung

vor der Katastrophe zu der Verknüpfung von Problem und

Lösung zu einer positiven Erzählung. Vom Milieu-

Widerstand gegen die Gesellschaft zum Erneuerungskern

einer Gesellschaft der sich experimentell zusammenfügenden

Partikular-Gesellschaften. Vom »Ankläger

der Gesellschaft zum Verteidiger der Gesellschaft«, wie

grüne Bundesvorsitzende Robert Habeck das nennt.

Kretschmann ist für die Mehrheit der Bürger nicht der

grüne Ministerpräsident, sondern »unser Ministerpräsident

«.

»Der einzige, der uns aufhalten kann«, sagte er vor

vielen Jahrzehnten, »ist der Wähler«. Diesen Satz haben

in seiner Tragweite außerhalb Baden-Württembergs viele

Grüne bis heute nicht verstanden. Er klingt lapidar, ist

aber die Grundvoraussetzung für eine demokratische

sozialökologische Transformation.

Der große Paradigmenwechsel der von 1968 ausgehenden

Kultur des Denkens und Lebens ist der Schritt vom

Dagegen zum Dafür, von der Gegenöffentlichkeit zur

Füröffentlichkeit, von der apathischen Negativität gegenüber

der Wirtschaft zu ihrer Veränderung, von der Weiterentwicklung

des Differenzbegehrens zur Vereinbarung

eines Gemeinsamen, von der romantischen Vorstellung

als Minderheit gegen die Mehrheit zu kämpfen zur ernsthaften

Verpflichtung auf die *res publica,* auf Europa, auf

die großen gemeinsamen Fragen, die nur globalpolitisch

und in Kompromissen zu beantworten sind. Was die

meisten 68er, Post-68er und auch Grüne, wenn wir mal

ehrlich sind, überhaupt nicht interessiert hat, ist die zen-

**222**

trale Klammer dieser gemeinsamen Fragen. Die sozialökologische

Wende. Wirklich grün im *21.* Jahrhundert ist,

was historisch-kulturell nicht mehr als Grün verstanden

wird.

Dies alles sichtbar gemacht und damit vorangebracht

zu haben, ist die historische Leistung von Winfried

Kretschmann.

**223**

**Der Eigenwillige**

**von Erwin Teufel**

Der Zufall wollte es, dass wir beide Spaichinger sind:

Winfried Kretschmann und ich. Doch ist Kretschmann,

der deutlich Jüngere von uns beiden, der ältere Spaichinger.

Denn er kam am 17. Mai 1948 in Spaichingen zur

Welt - während ich erst seit September 1964, seit meiner

Wahl zum Bürgermeister von Spaichingen, der größten

Stadt des Landkreises Tuttlingen, hier lebe. Die Eltern

von Winfried Kretschmann wohnten in Egesheim, einer

Gemeinde des Heubergs, die zum alten Oberamt Spaichingen

gehörte.

Kretschmanns Eltern stammten aus dem katholischen

Ermland. Heute ist es Teil Polens. Ich liebe das Ermland,

das über Jahrhunderte zu Preußen und Deutschland gehörte.

Es brachte viele bedeutende Persönlichkeiten hervor,

auch nahe Verwandte und Freunde von mir stammen

von dort. Sie alle wurden, wie auch Kretschmanns Eltern,

1945 vertrieben. Viele von ihnen haben in Baden-Württemberg

eine neue Heimat gefunden und sich in unseren

Gemeinden und im Land engagiert.

Winfried Kretschmann besuchte das katholische Internat

in Riedlingen, das Abitur machte er am Hohenzollern-

Gymnasium in Sigmaringen. Das Elternhaus und

der christliche Glaube prägten ihn. Der Vater kam 1969

bei einem Verkehrsunfall ums Leben. Seit 1970 studierte

**224**

Kretschmann an der Hochschule Hohenheim Chemie

und Biologie für das Lehramt an Gymnasien. Dort wurde

er erstmals politisch aktiv: Er schloss sich der »Kommunistischen

Studentengruppe/Marxisten-Leninisten« an,

er kandidierte für sie. Die Folge: Ihm drohte ein Berufsverbot.

Obendrein trat er auch noch aus der Kirche aus -

linker konnte man damals kaum sein. Freilich dauerte es

nicht lange und Winfried Kretschmann kehrte wieder ins

demokratische und rechtsstaatliche Lager sowie zur Kirche

zurück. Ich wusste von seiner Vergangenheit, habe sie

ihm aber nie nachgetragen. Bei Lukas 15,7 heißt es: »Im

Himmel wird mehr Freude sein über einen Sünder, der

Buße tut, als über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

« Schon bald engagierte sich Kretschmann sogar in

der Kirche: Er wurde in den Diözesanrat von Freiburg gewählt

und war, auch mit meiner Unterstützung, Mitglied

im Zentralkomitee der Deutschen Katholiken. Bis heute

stellt Winfried Kretschmann seinen Glauben nicht ins

Schaufenster, aber er lebt ihn. Und was er macht, das

macht er mit ganzer Kraft.

1980 kam er erstmals in den Landtag von Baden-Württemberg,

heute gehört er zu dessen dienstältesten Abgeordneten.

Mehrfach war er Vorsitzender seiner Fraktion.

Wir haben uns in vielen Debatten mitunter heftig gestritten,

es kam aber auch vor, dass wir einer Meinung waren.

Immer aber haben wir uns gegenseitig respektiert. So entstand

im Laufe der Zeit ein Verhältnis des Vertrauens

zwischen uns. Als die Landtagsfraktion der Grünen vor

zehn Jahren einen Empfang zum 60. Geburtstag von

Winfried Kretschmann ausrichtete, bat man mich, die

**225**

Laudatio zu halten. Ich tat das gerne. Die »Heilbronner

Stimme« wählte vor einigen Jahren für ein Porträt

Kretschmanns diesen Titel: »Der Erwin Teufel der Grünen

«. Kretschmann ist ganz ein Mann der Mitte.

Es gibt einiges, was uns trennt. Aber es gibt auch etliches,

was uns verbindet. Dazu gehört nicht zuletzt, dass

wir beide überzeugte Anhänger des Subsidiaritätsprinzips

sind. In der Sozial-Enzyklika »Quadragesimo anno« von

Papst Plus XI. wurde es ein offizieller Leitgedanke der katholischen

Kirche. Die Autoren des Subsidiaritätskonzepts

waren zwei deutsche Jesuiten und Sozialethiker,

Gustav Gundlach und Oswald Nell-Breuning. Dreierlei

zeichnet das Subsidiaritätsprinzip aus. Erstens gilt: Jeder

Mensch ist in erster Linie für sich selbst und seine Familie

verantwortlich. Nur wenn er durch schwere Krankheit

oder dauerhafte Arbeitslosigkeit an der Eigenvorsorge

gehindert ist, kann er Ansprüche an die Gemeinschaft

stellen. Die Hilfe, die er dann beanspruchen kann, ist

zweitens vorrangig die Aufgabe von freien Trägern und

Sozialeinrichtungen. Sie haben den Vorrang vor der

Hilfspflicht des Staates. Mit 500.000 bis 600.000 Beschäftigten

sind das evangelische Diakonische Werk und

der katholische Caritasverband die mit Abstand größten

Arbeitgeber Deutschlands. Dass es sich so verhält, hat viel

mit dem Subsidiaritätsprinzip zu tun: Sozialrechtlich

verankert haben in Deutschland die freien Träger den

Vorrang.

Das führt zum dritten Element des Subsidiaritätsprinzips.

Nur das, was die freien Träger nicht zu leisten vermögen,

ist Aufgabe des Staates. Und wiederum regelt hier

**226**

das Subsidiaritätsprinzip die Zuordnung der Aufgaben.

Die dem Menschen am nächsten stehende Institution ist

die Gemeinde. Sie ist zuerst gefordert. Und nur das, was

über die Leistungskraft der Gemeinde hinausgeht, kann

Aufgabe der nächst höheren Ebene sein, des Kreises, des

Landkreises oder des Stadtkreises. Und nur das, was über

deren Möglichkeiten hinausgeht, darf Aufgabe des Landes

sein. Die Väter und Mütter des Grundgesetzes hatten

klar und deutlich den Vorrang der Länder in der Verfassung

fixiert und eine Fülle von Aufgaben definiert, die

nicht dem Bund zufallen sollen. Leider sind im Rahmen

der »konkurrierenden Gesetzgebung« im Laufe der Zeit

immer mehr Länderkompetenzen auf den Bund übergegangen

- was den Föderalismus geschwächt hat.

Und schließlich: Nur das, was der Bund als Nationalstaat

nicht zu leisten vermag, kann eine europäische Aufgabe

sein. Europa ist also nicht dann stark, wenn es sich

um möglichst viele Aufgaben kümmert, sondern wenn es

sich um die richtigen Aufgaben kümmert: um die Aufgaben,

die über die Kraft des Nationalstaats hinausgehen.

Europas Staaten haben die längste Zeit ihrer Geschichte

keineswegs in guter Nachbarschaft zusammengelebt,

sondern regelmäßig Kriege gegeneinander geführt.

Der Titel, den der amerikanische Historiker James

Sheehan einem Buch über Europas Geschichte gegeben

hat, stellt unserem Kontinent kein gutes Zeugnis aus:

»Kontinent der Gewalt«. Sheehan nennt in diesem Buch,

dessen Untertitel »Europas langer Weg zum Frieden« lautet,

eine erschreckende Zahl: Seit dem Friedensschluss

von Osnabrück und Münster im Jahre 1648, der den Drei-

**227**

ßigjährigen Krieg beendete, gab es in Europa nicht weniger

als 48 Kriege. An deren Ende standen im 20. Jahrhundert

zwei Weltkriege - der Erste Weltkrieg mit 14 Millionen

Toten und der Zweite Weltkrieg mit 50 bis 65

Millionen Toten. Vor diesem Hintergrund war es eine

kühne Tat, dass der ehemalige britische Kriegspremier

Winston Churchill schon 1946 in einer Rede in Zürich

zur europäischen Vereinigung aufrief und sagte, damit

müssten die Franzosen und die Deutschen beginnen.

Und sie haben es getan. Drei Monate nach der Wahl

Konrad Adenauers zum ersten Bundeskanzler der Bundesrepublik

schlug der damalige französische Außenminister

Robert Schuman im Dezember 1949 vor, zwischen

Frankreich und Deutschland eine Gemeinschaft für Kohle

und Stahl zu gründen. Als Lothringer, als ein Mann

der Grenzlandschaft, war Schuman für dieses Vorhaben

geradezu prädestiniert. Die Genialität seines Vorschlags

lag in seiner Einfachheit: Wenn Deutschland und Frankreich,

so der Plan, Kohle und Stahl zusammenführen,

dann können sie gar keine Kriege mehr gegeneinander

führen. Die Gemeinschaft für Kohle und Stahl kam tatsächlich

zustande, auch Belgien, die Niederlande, Luxemburg

und Italien beteiligten sich. Sie war die Kernzelle,

aus der schließlich die Europäische Union hervorgegangen

ist.

Die Europäische Union hat große Verdienste auf wirtschaftlichem

Gebiet. Für mich ist sie aber in erster Linie

eine Friedensgemeinschaft. Heute wächst in Europa die

dritte Generation heran, die keinen Krieg erlebt hat. Sie

verbringt die besten Jahre ihres Lebens nicht mehr auf

***228***

dem Schlachtfeld, sondern in der Ausbildung, in Schule

und Hochschule. Wir sollten nicht vergessen, dass wir

Frieden und Freiheit nicht allein eigener Anstrengung,

sondern auch einer weitsichtigen Nachkriegspolitik der

Vereinigten Staaten und dem westlichen Verteidigungsbündnis

Nato verdanken.

Die europäische Einigung war mir immer ein Anliegen.

Baden-Württemberg ist mit seiner Einwohnerzahl

und seiner Wirtschaftskraft nicht nur ein bedeutender

Bestandteil der Bundesrepublik Deutschland, es ist auch

eine bedeutende Kraft in der Europäischen Union. Unser

Land hängt nicht nur von der Landes- und Bundespolitik,

sondern mindestens genauso stark von der europäischen

Politik ab. So habe ich es als Ministerpräsident gesehen,

und so sieht es auch unser heutiger Ministerpräsident.

Oft hat Winfried Kretschmann bekundet, wie wichtig

ihm Hannah Arendt als politischer Leitstern sei. Ich

schätze die Philosophin ebenfalls sehr. Ein Satz von ihr

benennt in einer einzigen großen Wendung das Ziel politischen

Handelns: »Der Sinn aller Politik ist Freiheit.«

***229***

Autoren Verzeichnis

**Thieny** Chervel, geboren 1957, ist Journalist. Er arbeitete als

Kulturredakteur (Film und Musik) bei der taz, als Kulturkorrespondent

für die »Süddeutsche Zeitung« in Paris und

war im Jahr 2000 Mitbegründer des Online-Kultur-Magazins

perlentaucher.de, bei dem er noch immer tätig ist.

**Gisela Eilet,** geboren 1946 in Biberach an der Riß, seit 2011

Staatsrätin für Zivilgesellschaft und Bürgerbeteiligung in der

Landesregierung von Baden-Württemberg. Tochter des

SPD-Abgeordneten Fritz Erler. 1968 Mitgründerin des ersten

linken Verlags in Deutschland (Trikont Verlag). 1986 Verfasserin

des »Müttermanifests« der Grünen. 1991 Gründung der pme

Familienservice GmbH, größter Dienstleister in Deutschland

für Familienpolitik in Unternehmen. Zwei Söhne, drei Stiefsöhne,

verheiratet mit dem Publizisten Warnfried Dettling.

**Ralf Fücks,** geboren 1951 in Edenkoben, teilt mit Winfried

Kretschmann die zeitweilige Mitgliedschaft im Kommunistischen

Bund Westdeutschland und das spätere Engagement

bei den Grünen. Er ist geschäftsführender Gesellschafter des

»Zentrum Liberale Moderne« in Berlin. Sein letztes Buch trägt

den programmatischen Titel »Freiheit verteidigen -Wie wir

den Kampf um die offene Gesellschaft gewinnen« (2017).

Gebhard **Fürst,** geboren 1948 in Bietigheim, ist seit 2000

Bischof der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Von 2001 bis 2005

gehörte er dem Nationalen Ethikrat an. Er ist Mitglied der

Glaubenskommission und seit 2007 Vorsitzender der Publizistischen

Kommission, einer der 14 Kommissionen der Deutschen

Bischofskonferenz. Zahlreiche Veröffentlichungen,

darunter: »Für eine bewohnbare Kirche. Perspektiven einer

menschennahen Pastoral« (2010).

**231**

**Robert Habeek,** geboren 1969 in Lübeck, wurde im Januar 2018

zum Bundesvorsitzenden von Bündnis 90/Die Grünen gewählt.

Zuvor war er Fraktionsvorsitzender, Minister für Energie,

Landwirtschaft und Umwelt und stellvertretender Ministerpräsident

in Schleswig-Holstein. Habeck schrieb gemeinsam

mit seiner Frau, der Schriftstellerin Andrea Paluch, mehrere

Romane. Zuletzt veröffentlichte er »Wer wagt, beginnt.

Die Politik und ich« (2016). - Einige Passagen in seinem Beitrag

»Wir müssen nicht bessere Menschen sein, um eine bessere

Politik zu machen« sind angelehnt an sein Buch »Wer wagt,

beginnt«. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags

Kiepenheuer & Witsch.

**Jeanette Hofmann** promovierte 1992 mit einer Arbeit über

»implizite Theorien in der Politik«. Sie war Mitglied der Enquete-

Kommission »Internet und digitale Gesellschaft« des Deutschen

Bundestags. Jeanette Hofmann ist Leiterin der Projektgruppe

»Politikfeld Internet« am Wissenschaftszentrum Berlin

und Professorin für Internetpolitik an der FU Berlin. Zahlreiche

Veröffentlichungen zu politischer Theorie und Netzpolitik.

**Norbert Lammert,** geboren 1948 in Bochum, ist Mitglied der

CDU und war von 2005 bis 2017 Präsident des Deutschen

Bundestages. Seit Januar 2018 ist er Vorsitzender der Konrad-

Adenauer-Stiftung. - Der hier veröffentlichte Text ist die bearbeitete

Fassung einer Rede, die Lammert am 23. Juni 2017 bei

einem Festakt zur Einweihung des Bürger- und Medienzentrums

im Landtag von Baden-Württemberg auf Einladung von

Parlamentspräsidentin Muhterem Aras und in Anwesenheit

von Ministerpräsident Winfried Kretschmann gehalten hat.

**232**

**Sibylle Lewitscharoff,** geboren 1954 in Stuttgart, ist Schriftstellerin

und lebt in Berlin. Sie veröffentlichte unter anderem

die Romane »Apostoloff« und »Blumenberg«. 2016 erschien

der Roman »Das Pfingstwunder«. Sibylle Lewitscharoff erhielt

zahlreiche Preise, darunter den Kleist-Preis (2011) und den

Georg-Büchner-Preis (2013).

**Willfried Maier,** geboren 1942 in Schwelm, studierte Philosophie,

Germanistik und Geschichte. Nach seiner Dissertation

über Heines Ästhetik schloss er sich dem Kommunistischen

Bund Westdeutschland an und wurde Werkzeugmacher.

Sein späteres Engagement in den Grünen führte ihn in die

Hamburger Bürgerschaft. In den Jahren 1997-2001 war er

Senator für Stadtentwicklung, Bundes- und Europaangelegenheiten.

**Angela Merkel,** geboren 1954 in Hamburg, ist Vorsitzende

der CDU und seit 2005 Bundeskanzlerin der Bundesrepublik

Deutschland.

**Armin Nassehi,** geboren 1960 in Tübingen, ist Professor für

Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Er ist Mitherausgeber der soziologischen Zeitschrift »Soziale

Welt« und der Zeitschrift »Kursbuch«. Zuletzt veröffentlichte

er: »Die letzte Stunde der Wahrheit. Kritik der komplexitätsvergessenen

Vernunft« (2017).

**Bernhard Pörksen,** geboren 1969 in Freiburg, ist Professor für

Medienwissenschaft an der Universität Tübingen. Zuletzt

erschien von ihm »Die große Gereiztheit. Wege aus der kollektiven

Erregung« (2018).- Der hier veröffentlichte Essay fußt

auf einem Text für »Die Zeit«, der für dieses Buch überarbeitet

und ergänzt wurde.

**233**

**Tabea Rößner,** geboren 1966 in Sassenberg, ist seit 2009

Mitglied des Bundestags. Zuvor war sie Landesvorsitzende der

Grünen in Rheinland-Pfalz. Bis zu ihrer Wahl in den Bundestag

arbeitete sie als Redakteurin und Autorin im öffentlichrechtlichen

und privaten Rundfunk. Tabea Rößner studierte

Musikwissenschaft, Kunstgeschichte, Theater- und Filmwissenschaften

in Köln und Frankfurt.

Dieter Salomon, geboren 1960 im australischen Melbourne,

amtiert seit 2002 als direkt gewählter Oberbürgermeister der

Stadt Freiburg. Zuvor war er Abgeordneter und grüner Fraktion

svorsitzender im Stuttgarter Landtag. Salomon wurde 2017

als erster Grünen-Politiker zum Präsidenten des baden-württembergischen

Städtetags gewählt. Sein besonderes Engagement

gilt der deutsch-französischen Zusammenarbeit.

**Thomas Schmid,** geboren 1945 bei Leipzig, ist Publizist und

lebt in Berlin und Schmölln. Er veröffentlichte zuletzt:

»Europa ist tot, es lebe Europa! Eine Weltmacht muss sich

neu erfinden« (2016).

**Erwin Teufel,** geboren 1939 in Rottweil, ist Mitglied der CDU.

Von 1964 bis 1972 war er Bürgermeister von Spaichingen

im Landkreis Tuttlingen. Von 1991 bis 2005 war er Ministerpräsident

von Baden-Württemberg.

**Peter Unfried** kam 1963 in Schwäbisch Gmünd zur Welt.

Seit mehr als 20 Jahren gehört er zu den prägenden Köpfen

der »tageszeitung«, unter anderem als stellvertretender

Chefredakteur, Chefreporter und Kolumnist. 2014 wurde er

mit dem Theodor-Wolff-Preis in der Kategorie Meinung/Leitartikel/

Kommentar ausgezeichnet. Sein letztes Buch heißt

»Autorität ist, wenn Kinder durchgreifen: Wahre Geschichten

aus der Familienhölle« (2012).

**234**

**Alexander Van der Bellen,** geboren 1944 in Wien, ist Bundespräsident

der Republik Österreich. Bevor er als Abgeordneter

und grüner Fraktionsvorsitzender im österreichischen Nationalrat

die politische Bühne betrat, lehrte er als Professor für

Volkswirtschaftslehre in Innsbruck und Wien.

**Andreas Voßkuhle,** geboren 1963 in Detmold, ist seit 2010

Präsident des Bundesverfassungsgerichts. Vor seiner Berufung

an das höchste deutsche Gericht war er Professor und Direktor

des Instituts für Staatswissenschaft und Rechtsphilosophie

an der Universität Freiburg, zu deren Rektor er 2007 gewählt

wurde. Er ist ordentliches Mitglied der Berlin-Brandenburgischen

Akademie der Wissenschaften. Professor Voßkuhle ist

Mitherausgeber mehrerer Fachzeitschriften.

**235**